Vom tode

Georg Ompteda (Freiherr von)

8340m6 Y

Columbia University
in the City of New York

Library

Special Fund

Given anonymously

Digitized by Google

Digitized by Google

Vom Tode.

Digitized by Google

Von demselben Verfasser erschien bisher:

Drohnen. Moderner Roman.
Von der Lebensstraße und andere Gedichte.
Freilichtbilder. Skizzen und Novellen.
Die Sünde. Geschichte eines Offiziers.

Digitized by Google

Vom Tode

Novellen

von

Georg Freiherr von Ompteda
(Georg Egestorff)

Mit einer Original-Vignette von Franz Stuck

Die Uhr steht still —
Steht still! Sie schweigt wie Mitternacht.
Der Zeiger fällt.
Er fällt, es ist vollbracht.
Es ist vorbei.
Faust II

Berlin W
F. Fontane & Co.
1893

Digitized by Google

Alle Rechte vorbehalten

Digitized by Google

Vom Tode.

346241

Digitized by Google

Ich sehe mich wieder als Kind vor der ersten Leiche stehen, die ich in meinem Leben erblickt, aber ohne Gefühl dafür, daß hier ein Menschendasein abgeschlossen, ohne Ahnung der Bedeutung des Vorganges. Es war in der Klosterkirche zu Gmunden. Neugierig traten wir Kinder ein. Der helle Lichterschein, aus den geöffneten Thürflügeln auf die abendstille Straße fallend, zog uns an. Und nun gewahrten wir vor dem Hauptaltar auf erhöhter Bahre, von Kerzengefunkel umflittert, den Toten, in seinem einfachen Ordenskleide, die wächsernen Hände mit dem Crucifix darin auf der Brust gefaltet. Wir durften ganz nahe herantreten das Rätsel zu beschauen. Denn ein Wunder, ein Unerklärliches war es für mich. Ich betrachtete den etwas eingefallenen Kopf mit seiner farblosen Starre. Ich begriff nicht warum der Mann dort so liegen mußte, warum er nicht aufstand, die Augen aufschlug. Die Lichter, die singenden Mönche, die betende Menge machten mir Eindruck. Ich sah das Schwälen der Dochte, und eine der Kerzen, die schief stand, so daß in dicken Perlen und halberstarrten Strömen das geschmolzene Wachs abtropfte, reizte mich fast sie gerade zu richten.

Digitized by Google

So wenig Gefühl hatte ich für das alles, was dort vor sich ging.

Die Majestät des Todes begriff ich nicht.

Später fragte ich nach der Bedeutung. Man wollte das Kindesgemüt schonen und ging darüber hinweg. Da griff denn leises, unbewußtes Grauen Platz in meiner Seele vor dieser wachsgelben Puppe, die ich nicht verstand, und von dem süßlichen Weihrauchsgeruch blieb mir, wie unbestimmte Warnung, seitdem eine tiefe Abneigung in den Nerven zurück.

Dann gingen wir Kinder einmal mit dem Diener spazieren. Er hatte bei der Wäscherin etwas auszurichten, die unten an der Traun wohnte. Dort waren die Mädchen gleich am Wasser, wo der See in den Fluß sich entleert. Aus irgend einem Grunde mußten wir warten, und der Diener ließ uns in's Zimmer treten, da es herbstlich frisch war, besonders hier wo die stürzenden Fluten in Wasserdämpfen aufstiegen. Es war ein kleines Gemach mit einfacher Ausstattung. Im Hintergrund stand ein Bett, durch einen großen Holzrahmen verdeckt, der mit Stoff überspannt war. Diese Art von Bettdecken findet man dort überall.

Am Fenster lehnte eines der Wäschermädchen und aß Aepfel. Der Geruch fauligen Obstes war in der Stube verbreitet. Da der Raum beschränkt und Stühle fehlten, hob mich plötzlich lachend eine Wäscherin auf und setzte mich auf den Rahmen des Bettes. Das morsche Zeug aber ließ nach, riß, und ich fiel in die Kissen.

Doch ich versank nicht, ich fühlte nichts weiches: auf

Digitized by Google

etwas hartem mußte ich ruhen. Als ich niederblickte, entdeckte ich plötzlich eine alte runzlige, gelbe Hand.

Eine entsetzliche Furcht überkam mich, ich sprang herab und floh nach der Thür. Die Mädchen lachten. Ich schrie laut. Und nun sah ich oben, wo der Rahmen herabgerutscht war, durch den dünnen Stoff deutlich abgezeichnet ein Gesicht, dessen große Nase scharf herausstand. Es war die tote Mutter, die in der Nacht gestorben.

Da überfiel mich ein furchtbares Grauen, und legte sich unüberwindlich auf meine Kinderseele.

Die Furcht vor dem Tode ließ mich nicht wieder los.

Ich war älter geworden, aber dieses entsetzliche Angstgefühl wich nicht von mir.

Großvater war tot. Alle Enkel küßten seine erstarrte Hand . . . ich vermochte es nicht. Ich empfand nur Ekel und Abscheu vor der Leiche. Immer war es mir als griffen mir ihre kalten Totenfinger in den Nacken. Schmerz und Trauer um den Toten erstarb unter dem Banne des Schreckens, der mich umfing.

Die Liebe zu einem Toten verstand ich nicht.

Und dann verfolgte mich das Grauen vor dem Tode fort und fort. Der Zufall im Dasein gab ihm unausgesetzte Nahrung.

Wir Knaben spielten Fußball an den Dresdener alten Schanzen. Der Ball flog plötzlich durch einen besonders starken Stoß über den gewöhnlichen Spielplatz hinaus, bis an den großen Graben der Befestigung. Er rollte noch ein Stück, dann verschwand er in der Tiefe. Ich

Digitized by Google

war der erste der nachstürmte. In knabenhaftem Ungestüm schoß ich die Böschung hinab. Der Boden gab nach, ich kam ins Rutschen und als ich wieder Halt gewann, stand ich vor dem entseelten Körper eines Daseinsmüden, der sich an diesen einsamen Ort geflüchtet, um sein Leben zu enden . . .

Ich sah immer wieder diesen zerschmetterten Kopf vor mir. Ich vermochte ihn Jahre lang nicht zu vergessen, der mich in Träumen gequält und mich Wochen hindurch mit seinem grauenhaften Grinsen entblößter Nerven und Muskeln verfolgt.

Viele Jahre waren vorbei. Mein Denken wurde ruhiger. Die wirren Eindrücke der Kindheit verwischten sich, die Schreckensbilder der Jugend verblaßten, aber noch immer blieb mein Grauen vor dem Tode. Ich hütete mich eine Leiche zu sehen, ich wich jeder Gelegenheit dazu aus.

Da erkrankte tötlich auf der Durchreise in Berlin mein bester Freund. Ein trefflicher, lieber, vorzüglicher Mensch. Häßlich von Körper aber edel, groß an Seele. Und ich saß die letzten Stunden bei ihm an seinem Lager, dem einfachen, schlichten Bett in einem Hotel dritten Ranges, denn er war in dürftigen Verhältnissen.

Er sprach ganz ruhig mit mir. Er war sehr gefaßt, beinahe heiter. Er wußte, daß es zu Ende ging, daß er den anderen Morgen nicht mehr erleben würde. Wir hatten noch vieles miteinander zu besprechen, ehe er schied. Verwandte besaß er nicht, aber ein paar Leute, die ihm auf seinem Lebenswege begegnet, und ihm Herz gezeigt,

Digitized by Google

wollte er mit seinem Geringen bedacht wissen. Dann hatte er noch Anordnungen zu treffen wegen des Hotelbesitzers, daß dieser alles ersetzt bekäme, was ihm der Tod eines Gastes an Schaden brächte. Mit ruhiger Stimme erzählte mir der Kranke, der Wirt habe seine Ueberführung in ein Krankenhaus verlangt, damit er nicht im Hotel sterbe, doch der Arzt habe den Transport nicht zugelassen:

— Wenn ich hier stürbe, muß er das ganze Zimmermobiliar erneuern, und die Tapeten abreißen lassen! Da sorge also dafür, daß dem armen Manne kein Schaden erwächst!

Ich versprach alles in Ordnung zu bringen. Dann unterhielten wir uns über den Arzt, wann er wohl wieder kommen würde, daß er seine Sache zu verstehen schiene. Es war spät abends, und er wollte am nächsten Morgen, so zeitig als möglich sich einstellen.

Endlich begann der Kranke vom Tode zu sprechen. Er kannte mein Grauen, meine Furcht. Er streckte mir seine magere Hand entgegen und ließ sie mich fühlen, zum Beweise, daß er noch lebe. Dann fragte er mich noch, während er ein wenig weich wurde, ob ich mich denn auch vor ihm fürchten würde, wenn er tot sei.

Thränen erstickten meine Antwort, daß er nicht sterben werde.

Doch der Freund schüttelte nur traurig den Kopf. Er fühlte es, er wußte es, daß er die Sonne nicht wieder in sein kleines Zimmer würde strahlen sehen.

Er sprach weiter vom Tode.

Digitized by Google

Er redete mir Troſt ein. Das Sterben verurſache ihm keinen Kummer, er ſei darauf vorbereitet. Leiſe kam es von ſeinen Lippen, faſt ſchüchtern, faſt verſchämt, als ſei es Unrecht, was er mir da geſtehe:

— Aber Du mußt nicht denken, daß ich gern ſcheide. Ein bißchen hätte ich gern noch gelebt. Nur ein bißchen. Ich hätte ſo gern einmal den Süden geſehen, nur Venedig vielleicht. So gern. Aber ich hatte bis jetzt noch nicht das Geld!

Ich konnte ihm nicht antworten, ich weinte nur immer. Er fuhr fort:

— Und ich .... gern möchte ich noch arbeiten ein bißchen. Aber wenn es nun mal ſein muß. Ich bin entſchloſſen ... und ſchließlich iſts ja ganz gut.

Dann verfiel er in kurzen Schlummer.

Als er erwachte, nahm er den Gedanken wieder auf. Er ſprach vom Tode. Ganz ruhig nun, philoſophiſch gefaßt. Er fragte mich, was ich wählen würde, wenn mir die Wahl ſtünde: zu leben oder nicht. Ich verſuchte es, ihn auf ein anderes zu bringen. Aber immer wieder kehrte er dahin zurück. Er meinte, der Zuſtand vor unſerem Leben, wo wir doch kein Bewußtſein von uns gehabt, ſei reines Glück. Nach dem Tode müßte es wiederum daſſelbe werden. So bedeute denn das Sterben eine Rückkehr zum Glück, ſo ſei denn der Tod Frieden und Glück.

Da ich nun vom Arzte wußte, daß dem Kranken, wenn er weiter leben würde, einmal ein qualvolles Ende, die langſame aber ſtetige Entwicklung eines furchtbaren

Digitized by Google

inneren Leidens bevorstand, so gab ich ihm Recht in innerster Seele.

Er begann wieder zu sprechen:

— Wenn ich ein Sinnbild des Todes zu bezeichnen hätte, so würde ich das übliche verwerfen. Das asketische Symbol des Christentums, das Skelett, wählte ich nicht. Das ist so grausam, so kalt, so unfreundlich. Es ist falsch . . .

Ich fragte ihn, nur um auf seinen Gedankengang einzugehen, wie er es sich dächte. Ein Lächeln legte sich um die schmalen Lippen. Es war als ob er träume:

— Ein schöner Knabe. Ernst, aber mild und freundlich. Der Genius mit der umgestürzten, verlöschenden Fackel.

Dann sprach er nichts mehr. Er schlief.

Lange hörte ich seine tiefen Atemzüge. Auch mich übermannte endlich der Schlummer.

Fröstelnd schrak ich nach einiger Zeit empor. Mein erster Blick ging zum Freunde. Ich sah es sofort: er war tot. Doch ich wollte mich überzeugen, ich griff nach seiner Hand. Eiseskalt.

Aber ich entsetzte mich nicht, ich fürchtete mich nicht. Ruhig legte ich die erstarrten Finger wieder zurecht und schob die Bettdecke ein wenig herauf. Ich drückte ihm leise die Augen zu, die in einem schmalen Spalt offen standen.

Dann rückte ich mir den Stuhl ein wenig vom Bett ab, ging ans Fenster und zog den Vorhang auf. Die junge Sonne sollte, wenn sie emporstieg, in das stille, kleine Totenzimmer fallen. Bald mußte es Tag werden.

Digitized by Google

Ich ließ mich nieder dem Toten gegenüber und sah ihn an. Der Schein der Lampe erleuchtete sein Gesicht. Dieses Gesicht, das so viel tausendmal mich in Freundschaft angeblickt, diesen Mund, der nur Schönes und Gutes und Liebes zu mir gesprochen, der sich nie wieder aufthat mir etwas zu sagen.

Es war mir, als ob die Oberlippe schon ein wenig eingefallen wäre, die Nase gerader und schärfer geworden. Und dieses Totenangesicht, das doch im Leben häßlich gewesen, erschien mir in seiner ehernen Ruhe schön.

Es war die Majestät des Todes.

Ich betrachtete ohne Grauen die Ueberreste, die ich einst meinen Freund geheißen.

Die Furcht vor dem Tode war gewichen.

Ich sann über das Rätsel des Daseins, des Endes. Ich dachte der Worte, die wir zuletzt mit einander gesprochen, und auch mir erschien nun der Tod nicht als Schrecken, sondern als milder Tröster, als stiller, letzter, bester Freund.

Ich wußte, daß wenn er mich einmal anhauchte, mir sanft die Glieder zu lösen, wenn sich mir die Gelenke öffneten, meine Muskeln erschlafften, die Sehnen nachließen und alle Nerven in unnennbarer Müdigkeit zur Ruhe kämen, ich ihn empfinden würde als Frieden und Erlösung.

Da war es mir, als sähe ich zu Häupten des Toten drüben auf dem Bett, einen schönen, ernsten Knaben. Die Fackel, die er in der Hand trug, hatte er umgestürzt und sie verlosch.

Digitized by Google

Dr. John Henry Scellett.

Digitized by Google

Es war ein unerträglich schwüler Sommerabend. Den ganzen Tag hindurch hatte die Sonne geglüht auf den Dächern, den Kalkwänden, dem Pflaster der Stadt, in der ich zu bleiben gezwungen war, statt daß ich Erquickung im Gebirge suchte wie sonst. Der Thermometer stand noch auf + 20° Réaumur, als ich gegen 10 Uhr in meine Wohnung zurückkehrte. Zwar waren die Fenster offen, doch das brachte keine Erfrischung: kein Lufthauch regte sich. Ich versuchte Zug herzustellen, indem ich alle Thüren weit aufsperrte und so das nach hinten zu gelegene Zimmer mit den vorderen in Verbindung setzte. Aber alles war vergebens. Eigentlich wollte ich schlafen gehen, doch ich kannte meine Natur zu genau, an Schlaf war nicht zu denken. Und wenn ich sogar eingenickt wäre: Kräftigung hätte es mir nicht gebracht, denn ich wußte von den Tagen vorher, daß ich mich nach erstickendem, bleiernem Schlafe müder, zerschlagener, unwilliger erhob als ich mich niedergelegt.

Ich empfand brennenden Durst, so ging ich zur Wasserleitung, um mir einen Schluck zu holen. Minutenlang ließ ich ablaufen, damit das Wasser möglichst frisch

Digitized by Google

sei, endlich trank ich in gierigen Zügen. Nachdem ich das Glas geleert, füllte ich es nochmals, und wieder und zum vierten Male. Am Ende brachte aber doch jeder neue Schluck weniger Kühlung, und als ich in mein Wohnzimmer zurückkehrte, hatte mich das Getränk nicht erfrischt, sondern blieb mir wie Ballast im Magen. Mir wurde heißer und dicke Schweißtropfen standen mir auf der Stirn.

Ich setzte mich ans Fenster, in die Nacht hinaus zu starren. Immer noch regte sich kein Lufthauch. Schwer, bleiern lag die Atmosphäre über dem Boden, daß es den Atem bedrückte. Ich schob mir meinen Stuhl dichter an das Fensterbrett heran und stemmte den linken Arm auf, indem ich die Backe in die Handfläche stützte. Der Kopf fand Widerhalt an der Scheibe. Mit dem Taschentuch in der Rechten tupfte ich die perlende Stirn.

Endlich — eine Weile mochte ich so gesessen haben — begann ich dennoch müde zu werden. Mir fielen die Augen zu, und ich hatte nicht mehr die Kraft, sie aufzuschlagen, obwohl ich genau weiß, daß ich nicht schlief. Einen Augenblick machte ich mir klar, daß es doch viel besser und vernünftiger sein würde, wenn ich mich aufraffte, und zu Bett ginge. In dieser Lage bekam ich nur ein steifes Genick und war wie zerschlagen, am anderen Morgen. Das kannte ich schon. Ich ärgerte mich über meinen Mangel an Entschlußkraft, aber ich that es doch nicht, ich regte mich nicht, denn wiederum scheute ich mich vor dem heißen Bett und dem unerträglichen Zustande, etwa schlaflos zu liegen.

Digitized by Google

Aber die Überlegung hatte mich doch dahin geführt, daß ich die Augen öffnete und nach den Bücherregalen mir gegenüber sah. Ich wurde schließlich wieder ganz munter. Ja ich fürchtete mich sogar vor dem Einschlafen, das mir doch keine Erquickung bringen konnte, und nun begann ich, um mich wach zu halten, vor mir in der zweiten Reihe meiner Bücher die Titel zu lesen. Ich überlegte, nach welchen Grundsätzen die Bände am besten geordnet werden könnten, denn beim Abstäuben brachte sie die Aufwartefrau immer in Unordnung. Dort stand alles wild durcheinander, gerade auf der zweiten Reihe. Häckels „Natürliche Schöpfungsgeschichte“ neben meiner Confirmationsbibel, und Freytags alte „Technik des Dramas“ in unmittelbarer Nachbarschaft von Hauptmanns „Vor Sonnenaufgang“, Wildenbruchs „Der neue Herr“ und Bahrs „Mutter“ . . . In Gedanken begann ich meine Bücher zu ordnen und ihnen den rechten Platz anzuweisen. In der Ecke aber lehnte, schief auf die eine Kinnlade gestützt, ein männlicher Schädel, den ich von meinem Freunde Dr. Baker, einem Amerikaner, geschenkt erhalten hatte. Ich sah mir jedesmal wieder, wenn mein Blick die Bücherreihe hinabgelaufen, den alten Burschen an, wie er zu grinsen und zu lachen schien, mit seinem roten Fez, den ich ihm einst übergestülpt.

Da tönte plötzlich eine Stimme von der Straße. Ich blickte hinab, und — lächerlich — wie es oft geschieht, daß jemand vor einem steht, an den man eben gedacht hat: mein Freund, der Amerikaner, schaute herauf. Eine kleine Reisetasche trug er in der Hand.

Digitized by Google

„Kann ich bei Dir unterkommen?“ fragte er, „oder ist Dein Fremdenzimmer besetzt?“

Ich antwortete ihm zuerst gar nicht, sondern meinte nur erstaunt:

„Wie kommst Du denn hierher?“

Ich wähnte ihn in Pennsylvanien, wo er sich vor Kurzem niedergelassen. Er aber drängte nur ungeduldig, ich solle ihm „ja“ oder „nein“ sagen und ihn nicht erst unnütz hier stehen lassen. Alles nähere würde er mir mitteilen, sobald er oben sei.

Da ich ihn in der That beherbergen konnte, warf ich ihm den Hausschlüssel hinab. Zwei Minuten später saß er mir gegenüber auf dem Sofa und begann den Grund seiner plötzlichen Ankunft auseinanderzusetzen. Er sei im Auftrage der amerikanischen Regierung herübergekommen. Und nun trug er eine ganz wunderliche Geschichte vor: es fehle den medizinischen Hochschulen in hohem Grade an geeigneten Versuchsobjecten für ihre wissenschaftlichen Arbeiten, das heißt es sei ein bedenklicher Mangel an Leichen vorhanden. Dem freien Amerikaner fiele es nämlich nicht im Traume ein, seinen Körper zu solchen Dingen herzugeben, und so leichtsinnig und tollkühn sonst im Allgemeinen mit den Lebenden umgesprungen würde, um so größere Achtung erwiese man den Toten. Da wäre kaum eine Möglichkeit, einen Leichnam zu anatomischen Zwecken den Angehörigen zu entreißen, obgleich ganz anständige Summen geboten würden und sonst für den Amerikaner doch eben Geschäft — Geschäft sei.

Ich fragte meinen Freund, wie es käme, daß Mangel

Digitized by Google

eintreten könne, da die Zahl der Hingerichteten doch genügen müsse. Doch er erklärte, der gewaltsame Tod brächte es mit sich, daß im Körper Deformationen entstünden, die das Studium gewisser Teile unmöglich machten.

Aus diesem Grunde habe ihn die amerikanische Regierung mit Vollmachten ausgestattet, im Auslande Leichen anzukaufen. Und zwar würde es so gehandhabt, daß man schon bei Lebzeiten mit der „Medicinischen Gesellschaft der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika" einen Contract abschließe, der im Todesfalle die Gesellschaft zum Besitzer des Körpers mache. Es sei kein übles Geschäft, denn bei Perfectwerden des Vertrages zahle die Regierung eine gewisse Summe von 100 Dollars angefangen, bis zu 800—900, im Allgemeinen abgeschätzt nach der Brauchbarkeit des Leichnams. Für ganz besonders interessante Fälle, seien diese nun chronische Krankheitszustände, oder irgendwelche anatomisch begehrte Anomalien des Körpers, wäre er befugt, höhere Preise zu gewähren.

„Ja," wie er mit Betonung hinzufügte, „ich gehe unter Umständen bis zu 2 und 3000 Dollars!"

Ich mußte ein sehr erstauntes Gesicht gemacht haben, denn er erwiderte mit dem echten Stolz des Amerikaners: „Wir lassen uns eben die Sache was kosten! Für die Wissenschaft haben wir jede Summe zur Verfügung, der wir bedürfen. Wo ihr guten Leute aus der alten Welt knausert und spart, da kennen wir keine Grenzen.

Digitized by Google

Wir Wilde sind doch bessere Menschen! So sagt man ja wohl im Deutschen!"

Die ganze Angelegenheit begann mich lebhaft zu interessieren, und unsere Unterhaltung nahm gar kein Ende. Ich war froh, in dem eifrigen Gespräche so über die Hitze hinwegzukommen, umsomehr, da mein Freund meinte, es sei ihm nur um ein Unterkommen zu thun gewesen, schlafen könne er bei der Temperatur ebensowenig wie ich.

Und nun berichtete er mir weiter, daß seine Regierung sich mit Deutschland auf diplomatischem Wege über die Leichenausfuhr zu wissenschaftlichen Zwecken geeinigt habe, während mit England, Frankreich und Spanien — wahrscheinlich aus religiösen Gründen — die Verhandlungen gescheitert seien. Schon habe sich die Spekulation der Sache bemächtigt: eine überseeische Leichenausfuhrcompagnie habe unter der Firma „Transatlantisch-anatomische-Transport-Aktien-Gesellschaft" die kaufmännische Ausbeutung in die Hand genommen. Sie habe großartige Vorkehrungen getroffen: nämlich Schiffe bauen lassen mit ungeheuren Kühlräumen zum Aufschichten der Körper. In Brooklyn und New-Orleans wären mächtige Depots errichtet worden zur Ausschiffung der Leichen, die von dort aus nach Bedürfnis — auf telegraphische Bestellung hin — von je einem leitenden Arzte nebst zwei Assistenten ausgesucht und den betreffenden medicinischen Hochschulen zugeteilt würden. In Bremerhaven befinde sich ein weiteres Depot zum Sammeln der Körper, ebenfalls in großartiger Weise kellerartig mit Kühlräumen versehen. Jeden

Digitized by Google

Dienstag würde von Deutschland ein Schiff nach New-Orleans zur Versorgung der Südstaaten, jeden Donnerstag eines nach Brooklyn für den Norden der Union abgelassen.

Ich bewunderte wieder einmal den unverwüstlichen Unternehmungsgeist der Yankees.

„Wie denkst Du denn eigentlich darüber?" fragte mich plötzlich Dr. Baker.

Ich sah ihn erstaunt an.

„Nun, ich meine, über Dich selbst? Du warst doch immer ein ziemlich vorurteilsfreier Mensch!"

Sofort erklärte ich mich bereit, meinen Körper den Vereinigten Staaten zu verschreiben. Ich habe Bedenken in diesem Falle niemals verstehen können und hatte immer die Absicht gehabt — falls die Wissenschaft meinte, durch die Section meiner Leiche Vorteile zu erzielen — mich zur Verfügung zu stellen. Das hatte ich öfters Freunden gegenüber betont. Nun bot sich mir die Gelegenheit und ich war im Stande, ganz abgesehen von der Idee, der Forschung dienen zu können, meinem Freunde einen Dienst zu erweisen, indem ich mit gutem Beispiel voran ging; zugleich aber auch durch meinen Corpus, an dem ich nach dem Tode doch am Ende keinen Scherz mehr hatte, ein paar hundert Dollars zu verdienen. Ich habe sie immer gebrauchen können.

Dr. Baker bot mir auf meine Zusage hin die Hand. Ich schlug ein.

„Top?" —

„Abgemacht!"

Digitized by Google

„Wenn es immer so leicht ginge, aber die Leute machen oft Schwierigkeiten, daß es geradezu lächerlich ist!"

„Wie so? Warum denn?"

„Ach, wegen der albernsten Dinge. Weiß der Teufel was. Zum Beispiel neulich gleich bei meiner Ankunft in Bremen, ein Schauspieler. Lange ohne Engagement. Herzlich schlecht gings dem armen Kerl. Wir machen Kontrakt. Wir haben ein gedrucktes Formular dazu. Kommt da seine Frau und verlangt eine Clausel, wonach im Gesicht nicht geschnitten werden dürfe. Seine beste Rolle sei der Schiller in den Karlsschülern gewesen. Nicht des Spieles halber, sondern wegen der Maske. Die sei so täuschend. Der brave Mann wird doch nicht in der Anatomie den Schiller spielen wollen!"

Wir lachten beide herzlich.

„Ich schlug vor die Sache gleich in Ordnung zu bringen."

Aber mein Freund war damit nicht einverstanden.

Er sagte, die Hauptsache bestünde in der Wertschätzung des Körpers, und das mit mir abzuschließen, sei ihm peinlich im Sinne der Freundschaft, denn einmal wünsche er meinen Vorteil, müsse aber doch auch andererseits das Interesse der Regierung vertreten.

Das sah ich ein.

Dr. Baker versprach mir, nächstens einen seiner Agenten zu schicken, der übrigens selbstverständlich Arzt sei . . .

Digitized by Google

Ein paar Tage darauf ließ sich bei mir „Dr. John Henry Scellett“ melden. Meines Freundes Karte schickte er mit herein. So wußte ich, woran ich war, und empfing ihn. Ein kleiner, sehr hagerer, bartloser Mann mit auffallend großen Augen, stark geblähten Nasenflügeln und einem ziemlich kahlen Schädel trat ein. Er hatte eine eigentümliche Gewohnheit zu lächeln, wobei tiefe Grübchen entstanden und er die blendenden Zähne zeigte. Er war von ausgesuchter Höflichkeit und vortrefflichen Formen.

„Mr. Baker schickt mich zu Ihnen!“ begann er in sehr gutem Deutsch.

Ich ging sofort auf den Grund seines Kommens ein und bat ihn mich zu untersuchen. Dieses that er denn auch, nachdem ich mich der Oberkleider entledigt hatte, n allergenauester Art und Weise.

„Sie verzeihen, daß ich Sie derartig bemühe, allein ich bin im Stande, Ihnen einen hohen Preis zu bieten und möchte sicher gehen, weil es sich um eine recht bedeutende Summe handelt — soweit ich bis jetzt sehen kann!“

Da ich ihn in seinen Untersuchungen nicht stören wollte, antwortete ich nicht, trotz meines Erstaunens. Als er fertig zu sein schien, fragte ich ihn endlich lächelnd:

„Bin ich denn anatomisch so interessant?“

„Außerordentlich! Ganz außerordentlich!“

Das reizte meine Neugierde:

„Inwiefern, Herr Doctor?“

Digitized by Google

Der Amerikaner machte eine abwehrende Geberde, dann sprach er zögernd:

„Es ist Grundsatz für uns, absolutes Stillschweigen über unseren Befund zu bewahren! Wir haben schwerwiegende Gründe dafür!"

„Aber Sie werden mir doch im großen und ganzen Andeutungen machen können?"

„Ich bedaure sehr. So ziemlich ist es dasselbe, wie bei Ihnen in Deutschland mit den militärärztlichen Untersuchungen. Bei denen erfährt der Untersuchte auch nichts weiter als die ihm rätselhaften Buchstaben, die er diktieren hört. Das ist eine Notwendigkeit. Sie werden es einsehen!"

„Aber ich bin doch ein vernünftiger Mensch!" warf ich ein wenig geärgert dazwischen. Er zuckte die Achseln.

„Erlauben Sie," meinte ich, „bei uns liegt die Sache insofern ein wenig anders, als ich wohl im stande bin zu erfahren, was in meinen Papieren verzeichnet steht, wenn ich die Bedeutung der Buchstaben kenne. Also sagen wir „a" = Plattfuß, „b" = Krampfadern, zum Beispiel!"

„Mich bindet der Diensteid!" erwiderte jedoch verbindlich lächelnd Dr. Scellett. „Übrigens kann Ihnen das alles wirklich gleichgültig sein, denn die Summe, die ich im stande bin, Ihnen zu bieten, ist groß — namentlich für europäische Verhältnisse."

„Nun?"

Er hob seine beiden dürren Hände, an denen nichts

Digitized by Google

zu sein schien als die Knochen, und sprach, während er die zehn Finger ausspreitzte:

„10,000 Dollars, also etwas über 40,000 Mark."

Ich prallte zurück. Das mußte ich für einen Spaß halten. Ich lachte. Aber Dr. Scellett wiederholte: „10,000 Dollars."

„Bin ich ein solches Unikum?" platzte ich fröhlich heraus."

Mit ganz ernstem Gesicht sagte er:

„Sie haben gewisse Anomalien, die in der That äußerst selten vorkommen. Der Fall ist noch von keinem Arzte angegeben worden!"

„Nanu!" machte ich mir Luft, und um zu sehen, ob er Scherz triebe, sprach ich:

„Herr Doctor, wenn ich also so was besonderes bin, dann könnten Sie doch auch mehr zahlen?"

Dr. Scellett ließ sich nicht aus seiner Ruhe bringen. Ohne eine Miene zu verziehen fragte er nur:

„Wieviel?"

Aus Spaß warf ich hin: „Das Doppelte!"

Sofort zog der Amerikaner aus seiner Brusttasche einen Pack bedruckter Papiere, schlug einen Bogen auseinander, nahm einen Tintenstift, den er in der Briefmappe trug, legte das Blatt auf den Tisch und begann zu schreiben.

„Bitte, lesen Sie," sagte er.

Ich sah ihm über die Schulter. Er füllte verschiedene Stellen des Kontraktes aus. In die eine schrieb er meinen Namen, Stand, Wohnort, Signalement — paß-

Digitized by Google

artig. Dann in eine andere, die in englischer Sprache den Kopf trug: „Grund des Gebotes seitens der „Medicinischen Gesellschaft der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika" setzte er die mir rätselhaften Buchstaben „W.B.", indem er, höflich mich angrinsend, sprach:

„Ihre Anomalie, Sir!"

Ich beruhigte mich in dem Gedanken, daß ich morgen einfach zu einem Arzte gehen würde, um mich untersuchen zu lassen und brummte gelassen: „meinetwegen."

Dr. Scellett fuhr fort auszufüllen; einige unwesentliche Kleinigkeiten. Dann schlug er die Seite um. Dort stand Folgendes:

„Die Medizinische Gesellschaft der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika erwirbt hierdurch im Augenblick des Todes des Herrn . . . den Leichnam desselben genau in dem Zustande, wie er sich vorfand, für den Preis von . . . Dollars, zahlbar per Chek auf die Reichsbank zu Berlin."

Untersuchung, Abschätzung, Ausfertigung, Zahlung:
durch Herrn Dr. J. H. Scellett aus Minnesota.
Beglaubigt durch beiderseitige Unterschrift.

Der Amerikaner füllte schnell meinen Namen oben aus, setzte den seinigen unter das Papier: „Also 20,000?"

Ich nickte belustigt, denn ich nahm die Angelegenheit noch immer nicht für Ernst.

Mit rascher Hand schrieb der Doktor die Summe, sodaß die betreffende Stelle nun hieß: „für den Preis von 20,000 (zwanzigtausend) Dollars, zahlbar u. s. w."

Bis jetzt hatte ich noch immer gezweifelt, als Dr.

Digitized by Google

Scellett mir jedoch das Papier zuſchob und den Tintenſtift in die Hand drückte, ſetzte ich, froh mit meinen Knochen ein ſolches Geſchäft zu machen, und in der Befürchtung, daß dem anderen der Handel leid werden möchte, meinen Namen darunter. Noch ein zweites Exemplar wurde ausgefüllt und ebenfalls unterſchrieben. Eines erhielt ich, das andere ſteckte der Arzt zu ſich und händigte mir zugleich einen Chek ein über 20,000 Dollars.

Noch immer konnte ich mich von meinem Staunen nicht recht erholen.

Dr. Scellett empfahl ſich. Wir ſchüttelten uns die Hand. Die ſeinige war eiſeskalt und unangenehm feucht.

„Sie ſind kein Geſchäftsmann!“ ſagte er verbindlich, ſchon halb in der Thür.

„Hätten Sie denn noch mehr gezahlt.“

„Jede Summe!“

Er war fort.

Jede Summe? Es war doch zu dumm! Ich war unzufrieden mit mir. Jede Summe! Und auf dem „jede“ hatte noch ein beſonderer Ton gelegen. Aber ſo etwas konnte man doch unmöglich ahnen! Ich ſah den Kontrakt noch einmal an: die Stempelmarken klebten ſchon darauf. Nun prüfte ich nochmals den Chek: ich war zwar kein Geſchäftsmann, wie mir der Amerikaner höhniſch geſagt, aber ich glaubte, daß er in Ordnung ſei. Das würde ſich ja übrigens bald zeigen.

Ich eilte auf die Reichsbank, um das Papier vorzulegen. Nach kurzer Prüfung ward es für richtig be-

Digitized by Google

funden und der Beamte fragte mich, ob er mir die Summe in 1000 Mark-Scheinen geben dürfe. Ich bejahte. Erst als ich das Geld in der Tasche hatte, war ich meiner Sache sicher. Am liebsten hätte ich gleich dem Kassierer geraten, seine mürben Knochen zu verschachern, nur fürchtete ich, daß der Mann mich auslachen könnte. Ich lief daher auf die Straße, nicht ohne mich aufmerksam von unten bis oben zu betrachten: über 80,000 Mark war das also wert! Wirklich wunderbar! Das hätte ich niemals gedacht! Und ich schritt nun auf dem Trottoir mit herausfordernden Blicken, als müsse jeder Mensch mir ansehen, daß auf meine Beine allein doch sicher je 10,000 Mark kamen, sodaß vielleicht immerhin auf die kleine Zehe 60 Mark entfielen. Diese Betrachtung brachte mich auf den Doktor. Ich konnte ja gar nicht wissen, welcher Teil meines elenden Leichnams eigentlich der war, für welchen die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika im Stande gewesen, eventuell „jede Summe" anzulegen. Das würde sich bei ärztlicher Untersuchung sofort finden; am Ende erhielt ich sogar Auskunft über die rätselhaften Buchstaben „W. B.".

Aber zu meiner großen Verwunderung war der Arzt, von dem ich mich untersuchen ließ, nicht im Stande, an mir das allergeringste ungewöhnliche festzustellen. Im Gegenteil erklärte er mich für durchaus gesund, ja für selten kräftig und wohlgebaut. Als ich ihn nun vorsichtig nach der militärischen Bedeutung der Buchstaben „W. B." befragte, glaubte er wohl gar, es mit jemand zu thun zu haben, der um den Militärdienst kommen

Digitized by Google

wollte. Uebrigens konnte ich ihn darüber beruhigen, da ich meiner Dienstzeit Genüge geleistet. Er sagte mir dann, nachdem er nachgeschlagen, daß „W. B." nichts bedeute.

Als ich ihn verließ, war ich in ziemlich ärgerlicher Stimmung, doch ich tröstete mich endlich damit, daß ich mir sagte, die mir zugedachten Anomalien seien vielleicht sehr schwer zu finden. Deshalb befragte ich sicherheitshalber noch eine Autorität.

„Sie haben eine pöbelhafte Gesundheit!" sagte der berühmte Mann freundlich.

Was sollte ich nun machen! Ich beruhigte mich schließlich in Anbetracht dessen, daß ich immerhin ohne jeden Zweifel die 20,000 Dollars bar besaß. Mochte mir fehlen, was da wollte! Was ging es mich an! Wenn sich der treffliche Dr. Scellett getäuscht hatte — nun so mochte er das mit seiner Regierung ausmachen. Das Geld erhielt er jedenfalls nicht zurück, darüber war ich mit mir im Reinen.

Als ich nach Haus kam, überfielen mich plötzlich heftige Zahnschmerzen. Ich hoffte sie würden vergehen, aber statt zu schwinden, wurden sie im Gegenteil immer ärger, so daß ich mich noch in der Nacht entschloß, zu einem Zahnarzte zu schicken. Ich wollte Linderung haben, sei es durch Herausnehmen, oder durch irgend etwas.

Stunde auf Stunde verrann: Die Aufwartefrau kam nicht wieder. Und meine Qualen wurden immer schrecklicher. Immer rasender zuckte es mir in der Kinnlade, daß ich vor Schmerzen mich nicht zu fassen wußte. Ich

Digitized by Google

warf mich zu Boden, ich goß mir Waſſer auf den Kopf. Dann wieder verſuchte ich Leinſamenumſchläge zu machen, ſchließlich verkroch ich mich im Bett, doch die unerträgliche Hitze der Federn trieb mich wieder hinaus. Endlich klopfte es. Der Arzt. Ich ſchrie „herein“ und lief dem Retter entgegen. Kaum blickte ich ihn an, ich rief nur: „Helfen Sie. Er muß heraus. Sofort!“

„Das wird nicht gehen!“ ſagte die Stimme des Dr. Scellett, und ſein haarloſer, grinſender Schädel tauchte plötzlich vor mir auf.

Ich war in Verzweiflung.

„Warum nicht? Heraus muß er!“

Aber der Arzt machte nicht Miene, mir zu helfen.

„Haben Sie denn keine Zange mit?“ brüllte ich in Wut, Schmerz, Raſerei, Verzweiflung.

„Wozu? Nein!“

Ich packte ihn ziemlich unſanft am Arm:

„Holen Sie die Zange!“

„Wozu?“

„Himmel-Donnerwetter, um den Zahn herauszureißen! Holen Sie! Vorwärts! Schnell! Ich halte es nicht mehr aus!“

Aber Dr. Scellett ließ ſich nicht im geringſten irre machen; er ſagte kalt und feſt:

„Der Zahn darf nicht heraus!“

Ich achtete nicht mehr auf ihn, ſondern ſchrie nach meiner Aufwartefrau, die ſich ſchon wieder zu Bett gelegt zu haben ſchien. Endlich kam ſie, nachdem ich ein paar Minuten an ihrer Thür gepocht und gerüttelt hatte:

Digitized by Google

„Warum haben Sie keinen Zahnarzt geholt? Der Herr ist ja gar kein Zahnarzt!"

Sie erklärte schreckverstört, sie habe an allen Häusern geklingelt, ohne daß ein Arzt aufgemacht, da sei sie dem Herrn begegnet, und er habe ihr erklärt, daß er Arzt sei. Ich jagte sie sofort von neuem auf den Weg, um einen Zahnarzt zu suchen.

Als ich mein Zimmer wieder betrat, fand ich den Amerikaner auf meinem Sofa sitzend in ein Buch vertieft. Er schien sich durchaus nicht um mich zu kümmern. Ich redete ihn an:

„Haben Sie doch wenigstens Mitleid mit mir, und wenn Sie keinen Zahn ziehen können, so verschreiben Sie mir irgend etwas Schmerzstillendes. Haben Sie nicht Morphium bei sich?"

Dr. Scellett sprach bedächtig:

„Jawohl, allerdings, aber mit solchen Mitteln muß man vorsichtig sein!"

„Vorsichtig, wenn es gilt, Schmerzen zu stillen, die einen wahnsinnig machen können?"

Ich warf mich in einen Stuhl und hielt mir das Taschentuch an die Backe.

„Allerdings," erwiderte der Arzt, „denn nichts ist gefährlicher, als die Gewohnheit, Morphium zu nehmen."

„Einmal ist doch keine Gewohnheit! Einmal, dann wird der Zahn herausgenommen. — Geben Sie mir Morphium!"

Aber Dr. Scellett antwortete nur: „Diese Art Zahnschmerzen sind von längerer Dauer. Der Zahn darf

Digitized by Google

jedoch nicht heraus. Dagegen proteſtiere ich. Wenn Sie aber einmal Morphium nehmen, ſo würden Sie immer darnach verlangen!"

Er wollte weiter ſprechen, doch ich unterbrach ihn: „Was? Nicht heraus? Sie proteſtieren? Was geht Sie das an?"

Der Amerikaner ſagte eiſig, ſchneidend: „Ich verbiete es Ihnen!"

Von Wut, Schmerz, Erregung zum Äußerſten getrieben, ſprang ich auf und ſtellte mich dem Arzte gegenüber: „Sind Sie verrückt? Was haben Sie mir zu verbieten? Alle Zähne laſſe ich mir herausreißen, wenn mir's Erleichterung ſchafft! Wer hindert mich daran?"

„Der Kontrakt!" meinte trocken Dr. Scellett.

Ich mußte lachen. Das brach für den Augenblick meinen Ärger und ich konnte in ruhigem Tone erwidern: „Sie werden nicht um meinen Leichnam kommen, wenn auch nur ein Fetzen bei meinem Tode übrig ſein ſollte. Ich ſage Ihnen aber, daß ich mir, wenn es mir nötig ſcheint, alle Glieder amputieren laſſe. Sie bekommen meine Knochen laut Kontrakt „genau in dem Zuſtand, wie ſie ſich vorfanden, als ich ſtarb." Jetzt kann ich machen, was ich will!"

Allein meine Rede ſchien dem Amerikaner ganz gleichgültig zu ſein. Er zog nur gelaſſen ſeine Brieftaſche heraus, entnahm ihr den Kontrakt ſowie einen Pack anderer Papiere, die er vor ſich auf dem Tiſch ausbreitete. Dann brachte er aus der Weſtentaſche ein Monocle zum Vorſchein, um es eine ganze Weile, nachdem er es ange-

Digitized by Google

haucht, mit dem Taschentuch zu putzen. Darauf sagte er freundlich mit einem Lächeln, welches mich so zur Wut reizte, daß ich meine Schmerzen vergaß:

„Darin läge eine große Härte gegen die Gesellschaft, die ich zu vertreten die Ehre habe! Gewiß, Sir, bei ruhiger Ueberlegung sehen Sie das ein!"

Seine Ruhe erboste mich doppelt. Höhnisch erwiderte ich ihm, daß ich dieses durchaus nicht einzusehen vermöchte.

„Dann müßten wir die Angelegenheit doch erst einmal erörtern!" meinte Dr. Scellett. Er nahm den Kontrakt in die Hand: „Es sieht doch jeder ein, daß die Abmachung nicht durchaus einseitig sein kann. Wir kaufen nicht die Katze im Sack, sondern jedes höhere Gebot beruht darauf, daß sich an dem betreffenden Körper etwas interessantes findet. Wenn nun aber der Verkäufer das Recht hätte, ohne Einwilligung des Käufers jederzeit an sich selbst Veränderungen vorzunehmen, wo bliebe dann die Gerechtigkeit? — Ich will Ihnen ein Beispiel sagen: Gesetzt den Fall, Sie litten am orientalischen Aussatze, und es wäre der Gesellschaft, indem sie Ihren Leichnam erwarb, gerade darum zu thun gewesen, die verheerenden Wirkungen der Lepraseuche an den Extremitäten zu zeigen, so würden Sie doch, falls ein Arzt Ihnen vorschlüge, den angefressenen Fuß abnehmen zu lassen, Ihrem Körper gerade den Wert rauben, für welchen wir geglaubt haben, — sagen wir 2000 Dollars anlegen zu können!"

„Das ist aber doch stark!" platzte ich heraus. „Um Ihnen einen Gefallen zu erweisen, dürfte ich mich nicht heilen lassen?"

Digitized by Google

Der Amerikaner zuckte die Achseln:

„Wir zwingen ja keinen Menschen dazu!“

„Aber in dem Kontrakt steht kein Wort davon. Das legen Sie sich bloß so zurecht, und es fällt mir gar nicht ein, Ihrer Gesellschaft auf meine Kosten einen Gefallen zu thun!“

„Sie müssen!“ meinte kalt Dr. Scellett.

„Wo steht das?“ fragte ich erregt.

Er faltete den Kontrakt auseinander, blätterte die erste Seite um, und nun durchjagte mir lähmender Schreck die Glieder: zwei Seiten voll Paragraphen standen vor mir, die ich nicht kannte. Wo kamen die her? Das hatte ich doch gar nicht gesehen, als ich das Papier unterschrieb? Es fiel mir auf, daß der Amerikaner, um auf die zweite Seite zu kommen, stark gegen das Blatt — an der Kante — geblasen hatte. Es schien mit dem nächsten zusammenzukleben. Erst auf der vierten Seite — die ich für die zweite gehalten — standen unsere Unterschriften. Schnell nahm ich mein eigenes Exemplar aus dem Schreibtischfache, und nun erst bemerkte ich zu meinem Entsetzen, daß in der That die Seiten zusammenklebten und ich daher die zweite und dritte gänzlich übersehen hatte.

„Das ist Betrug!“ kreischte ich.

„Man liest was man unterschreibt. Ich sagte Ihnen: Sie sind kein Geschäftsmann!“ grinste mich der Amerikaner an. „Bitte lesen Sie!“

Mir wurde klar — ehe ich einen Blick hinein gethan — daß ja allerdings hier alles stehen konnte, mir die

Digitized by Google

Hände zu binden. Starren Auges begann ich nun die Zeilen zu durchfliegen. Dort stand:

§ 1.

Der verstorbene Körper muß genau in dem Zustande abgeliefert werden, in dem er sich bei Abschluß des Vertrages befand.

§ 2.

Selbstverständlich sind die natürlichen Veränderungen, wie sie die Entwicklung des Menschen bedingt, hierunter nicht zu verstehen.

§ 3.

Dagegen ist der ärztliche Eingriff untersagt.

§ 4.

Für jeden einzelnen Fall mechanischer Veränderung ist die Erlaubnis der Gesellschaft nachzusuchen, die durch einen Angestellten der Gesellschaft gegeben resp. verweigert wird.

§ 5.

Es ist der Gesellschaft gestattet, sich jederzeit von dem körperlichen Zustande des Verkäufers zu unterrichten.

Als ich bis hierher gekommen war, packte mich namenlose Wut und Verzweiflung. Die rasenden Schmerzen, von denen ich gepeinigt wurde, nahmen mir fast den Verstand. Ich verzweifelte an meiner Lage und that einen Schritt der Notwehr der entschuldbar oder doch erklärlich erscheint durch die Stimmung, in der ich mich befand.

Digitized by Google

Ich griff nämlich wie der Blitz nach dem verhängnisvollen Blatte, in dem ich mich verkauft. Ich hielt es in Händen, und mit den Worten „List gegen List“ riß ich s in Stücke.

Dr. Scellett verzog keine Miene, ja er machte nicht einmal den Versuch, mich an meinem Vorhaben zu hindern, sondern er nickte mir zu mit dem grinsend-freundlichen Lächeln, das mir an ihm so nervenerregend war, zog ein neues Formular aus der Tasche, faltete es auseinander und glättete es auf dem Tisch.

„Es war nur die Abschrift,“ sagte er erklärend.

Ich blickte nach dem Papier und sah auch auf diesem die Rubriken ausgefüllt. Da — ich schäme mich fast es zu gestehen — gewann derselbe Gedanke von neuem Gewalt über mich: ich erhaschte den Wisch und zerriß ihn gleichfalls.

Wiederum hatte mich Dr. Scellett nicht daran gehindert. Nur sprach er scharf und schneidend, daß es höhnisch klang und mich von neuem zu sinnloser Wut brachte:

„Ihr Vorgehen, Sir, scheint mir rechtlich einigermaßen anfechtbar. Uebrigens“, und dabei legte er einen neuen Kontrakt auf den Tisch, „pflege ich mich vorzusehen!“

Meiner Sinne nicht mehr mächtig, toll vor Empörung, packte ich den Amerikaner bei der Schulter, schreiend:

„Was wollen Sie noch hier! Ich gebrauche mein Hausrecht: hinaus! Sie sind mir verhaßt, widerwärtig, ekelhaft! Hinaus!“

Digitized by Google

Ich glaubte mit einem Handgriffe die schwächliche, dürre Gestalt des Arztes heben und zur Thür hinauswerfen zu können, doch er blieb auf dem Sofa wie angenagelt. Meine Anstrengungen schienen ihn nicht eine Linie breit zu bewegen.

Dieser Umstand ernüchterte mich doch ein wenig, denn ich fürchtete, mich lächerlich zu machen, indem ich mit Anspannung aller Kräfte meines Körpers, den die Autorität als besonders gesund und stark bezeichnet, nicht fähig war, den Amerikaner vom Fleck zu bringen.

Allmählich trat an die Stelle meines Zornes ein dumpfes, schreckliches Gefühl der Beklemmung, sogar der Angst, die zu starrem Schrecken wuchs, als Dr. Scellett sagte:

„Sie werden sich erinnern, daß § 6 lautet:

Bei einem Ankaufspreise von über 12,000 Dollars ist in Anbetracht des hohen Wertobjektes die Gesellschaft befugt, dem Abschließenden einen steten Begleiter zuzuerteilen. Es wird dieses ein Beamter sein, der sich durch ein dahin lautendes Papier zu legitimieren hat."

Bei diesen Worten schob mir der Amerikaner eine Karte zu, mit der Bestallung des „Dr. John Henry Scellett aus Minnesota" als „guardian" — wie der Ausdruck lautete — für mich.

Mir schlugen die Kinnladen aufeinander. Kalter Schweiß stand mir auf der Stirn. Mit schlotternden Knieen wich ich einen Schritt zurück. Stotternd, stockend kam es von meinen Lippen:

Digitized by Google

„Ich werde den Schutz der Gesetze in Anspruch nehmen!"

Dr. Scellett nickte:

„Wir haben einen Präcedenzfall. Die Entscheidung war für uns!"

Da gewann ich neuen Mut:

„Aber ich stehe unter deutschem Gericht!"

Ich atmete erleichtert auf.

Wieder mit demselben furchtbaren Lächeln zog der Amerikaner aus dem Papierwust ein Aktenbündel hervor, das er mir mit den Worten überreichte:

„Selbstverständlich — die Entscheidung kommt auch aus deutscher — übrigens letzter — Instanz, dem Reichsgericht."

Ich warf einen Blick auf die Blätter: er hatte die Wahrheit gesprochen.

Vernichtet wich ich bis an das Fenster zurück. Ich hatte mich verkauft, ich war gefangen und gebunden.

An einen letzten Hoffnungsanker klammerte ich mich noch, indem ich meinem Peiniger versprach, den Zahn nicht herausnehmen zu lassen. Ruhig wollte ich meine Schmerzen aushalten, falls er mich von seiner Gegenwart befreien würde.

Er grinste mich an und gab mir keine Antwort.

„Wollen Sie auf mein Versprechen hin gehen?"

Dr. Scellett streckte sich behaglich auf dem Sofa aus.

„Wer giebt Ihnen solche Macht über mich? Ich habe mich Ihrer elenden Gesellschaft verkauft!" donnerte ich, „das ist wahr! Aber Ihr Sclave bin ich nicht! Hier

Digitized by Google

im Zimmer bleiben Sie nicht. Nebenan ist mein Fremdenzimmer, dort können Sie meinetwegen bleiben. Nun aber hinaus! Hinaus!"

Die Wut der Verzweiflung kam über mich. Ich stürzte mich auf meinen Feind. Ein verzweifeltes Ringen begann. Ich griff ihn um den Leib, ich suchte ihn vom Sofa zu heben. Er wehrte sich. Wir kugelten schließlich eng aneineinander geschlossen, uns umklammert haltend, zu Boden. Noch lag ich über ihm: ich war im Vorteil. Ich nahm alle Kraft zusammen und preßte die Arme um ihn, daß mir die Augen aus dem Kopfe traten. Ich wußte nicht mehr, was ich that. Ich hoffte, er würde den Atem verlieren und dann gezwungen sein, mich loszulassen, aber wenn er auch schon keuchend atmete: er ließ mich nicht. Ich verdoppelte meine Anstrengung, dabei drückte ich ihm mit dem Kinn den Kopf nach hinten. Halb hob er sich, so daß sich sein Genick weit rückwärts bog. Plötzlich begann er zu röcheln, sein Kopf gab weiter nach, es war, als ob das Charnier eines Kistendeckels abbräche. Irgend etwas krachte, platzte, riß. Schlaff fiel sein Schädel hintenüber, langsam ließen seine Arme los, der Körper brach zusammen. Wie aus einem Blasebalge der letzte Lufthauch, so fauchte es verlöschend aus seinen Lungen. Der Leib sank zurück. Ich ließ ihn los. Halb richtete ich mich auf. Erschöpft rang ich nach Atem. Mit der einen Hand mußte ich mir das klopfende Herz halten, während ich mit der anderen zu Tode matt mir die Augen bedeckte.

Da raschelte es plötzlich. Er entwand sich meinen

Digitized by Google

Knieen. Ehe ich es recht faſſen konnte, ſah ich, daß mein Gegner ſich erhob. Er griff nach der Bruſttaſche, mit einem Ruck zog er ein Beſteck hervor, wie es die Aerzte gewöhnlich bei ſich führen, mit Meſſern, Zangen u. ſ. w.

Etwas blitzte in ſeiner Fauſt — ein Stahl, den er dem Etui entriſſen. Ich ſah ihn funkeln über mir.

Inſtinktmäßig wich ich zur Seite.

In dem Lederbehältnis, das der Hand des Amerikaners entfallen, gewahrte ich noch eine Klinge ſtecken. Ich riß ſie heraus. Im nächſten Augenblick ſchwang ich das kleine, kurze Secirmeſſer. Gleichzeitig ſtürzten wir aufeinander los.

Meine Waffe ſenkte ſich Dr. Scellett in die Bruſt, aber ſofort fühlte ich einen ſtechenden Schmerz in der rechten Seite.

Ich taumelte zurück.

Immer ſchwächer wurde ich, mir flimmerte es vor den Augen, und auf dem Teppich brach ich zuſammen. Aber dennoch verlor ich nicht die Beſinnung, ſondern blieb auf dem Boden hocken, den Rücken gegen ein Tiſchbein gelehnt. Jedoch kein Glied vermochte ich zu rühren.

Ich ſah alles, ich blieb bei voller Beſinnung, nur bewegen konnte ich mich nicht.

Dr. Scellett ſtand mir gegenüber. Er blickte mich höhniſch an. Die Waffe, die ich ihm in die Bruſt geſtoßen, guckte mit dem Stiele heraus, in der Höhe des dritten Knopfes ſeiner Weſte von oben. Er betrachtete prüfend den Griff. Ein befriedigtes Lächeln flog über ſein hageres Antlitz.

Digitized by Google

„Sie haben Pech!“ sagte er gelassen. „Mein Messer,“ dabei blickte er auf den Stiel, der ihm aus der Brust schaute — „ist desinfiziert gewesen. Die kleine Wunde schadet mir nicht. Dagegen das Ihre benutzte ich heute früh zur Sektion einer Wasserleiche. Ich vergaß es zu reinigen. Ihr Tod ist gewiß. Ich berechne Ihr Leben auf höchstens 25 Minuten!“

Dabei schritt er auf mich zu, zog mir das Messer aus den Rippen, betrachtete es spöttisch lächelnd und sprach: „Kein Zweifel! Leichengift!“

Er warf es fort. Es klirrte auf dem Boden. Der Ton ging mir durch Mark und Bein. Dann faßte er mich unter die Schultern und hob mich auf einen Stuhl am Fenster. Noch immer vermochte ich mich nicht zu rühren. Mein Kopf klappte gegen das Glas der geöffneten Scheibe.

Dr. Scellett bog sich zu mir nieder und betrachtete aufmerksam, nachdem er Weste und Hemd aufgeschnitten, die Wunde, während ihm noch immer das Messer in der Brust steckte, das ich ihm hineingestoßen.

„Der rechte Lungenflügel ist verletzt!“ sagte er kalt.

In der That empfand ich bei jedem Atemzuge einen stechenden Schmerz, so daß ich schon nur noch röchelnd zu atmen vermochte.

„Das ist bedauerlich für uns,“ fuhr der Arzt fort, „denn gerade Ihre Lunge ist dasjenige, worauf ich glaubte, mein hohes Gebot wagen zu können. Ich habe in der That noch niemals eine so schöne Lunge getroffen. Schade, nach Ihrem Tode, der in 21 Minuten eintreten wird,

Digitized by Google

ist sie nicht mehr zu gebrauchen, da sie durch das Gift gelitten haben muß. Übrigens werden Sie begreifen, daß es nur recht und billig ist, wenn ich im Interesse der „Medizinischen Gesellschaft der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika" rette, was noch zu retten ist! Ich werde daher genötigt sein, von Ihrer Lunge einen Abguß zu nehmen!"

Mir erstarrte das Blut in den Adern.

„Sehen Sie, etwa so!" fügte Dr. Scellett hinzu, indem er aus der Tasche ein sonderbares Bleigebilde zog, das fast aussah wie ein Blatt Endiviensalat oder ein Korallenstock. Es stellte etwas wie einen Baum dar, reich verzweigt mit hundert Armen und Verästelungen. Die Zweige waren rot bemalt, oben ein Teil blau.

„Das ist die Lunge eines Kaninchens," sprach nachdenklich der Amerikaner. Und dann mit einem Blicke auf mich: „Ihre Lunge wird ein Prachtstück, um das uns die ganze civilisierte Welt beneiden wird. Ich freue mich im Interesse der Wissenschaft!"

Als er geendet, verließ er das Zimmer.

Furchtbare Angst schnürte mir die Kehle zusammen. Ich wollte fliehen, mich lieber aus dem Fenster stürzen, als in der Gewalt dieses Mannes bleiben, aber noch immer konnte ich mich nicht bewegen. Nichts als das Gehirn schien in mir noch Leben zu besitzen.

Dr. Scellett trat wieder ein. Meinen Spirituskocher brachte er mit und stellte ihn auf den Tisch. Er zündete den Brenner an. In der Hand trug er ein Köfferchen, das er offenbar vorher hatte draußen stehen lassen. Er

Digitized by Google

entnahm ihm verschiedene Gegenstände: zuerst einen gußeisernen Tiegel, den er auf den Kocher setzte, dann eine große Menge Bleistücke in Würfelform. Bedächtig warf er eines nach dem anderen in das Gefäß, es bis zum Rande füllend. Jedesmal, wenn er ein neues Stück hob, blickte er mich an und lächelte.

Ich machte keinen Versuch mehr, mich zu rühren; es war nutzlos, das fühlte ich, denn die Lähmung meiner Glieder schritt vor von Minute zu Minute. Schon war es mir schwer, die Augäpfel zu bewegen: das Gift übte seine furchtbare, erstarrende Wirkung. Auch mein Atem wurde immer schwächer, obwohl mich das nicht beängstigte, da ich nun kein Stechen mehr in der Lunge empfand, die einzige Erleichterung in diesen furchtbaren Augenblicken.

Dr. Scellett zog seine Uhr und legte sie auf den Tisch. Er sprach mit einer Freundlichkeit, die meine Qualen vermehrte:

„Sie haben noch 17 Minuten zu leben!"

Ein paar Augenblicke schien er sich nur um seine Maschine zu kümmern.

Ein nervöses Zittern überfiel mich. Von den Füßen stieg es herauf.

„Ich nehme an," wandte sich der Amerikaner zu mir, „daß Sie Ihren letzten Willen getroffen haben. Sollte dieses nicht der Fall sein, so thäte es mir herzlich leid. Sie werden einsehen, daß es nun wohl zu spät dazu ist!"

Er trat näher an mich heran:

Digitized by Google

„Leider bin ich auch nicht in der Lage, noch mündliche Wünsche in Betreff Ihres Nachlasses in Empfang zu nehmen, da meine Dienstpflichten mich beschäftigen!“

Ich wollte schreien, um Hülfe rufen, aber ich konnte keinen Laut hervorbringen.

Dr. Scellett ging an den Tisch zurück und meinte trocken:

„Noch 9 Minuten. Es wird gleich geschmolzen sein. Ich habe auf chemischem Wege den Proceß beschleunigt. Eine Erfindung von mir. Das Nähere würde ich Ihnen gern mitteilen . . wenn wir Zeit hätten. Aber es sind jetzt nur noch . . . 7 Minuten!“

Dabei holte er aus dem Köfferchen eine Menge Sachen, die er auf dem Tische ausbreitete. Unter anderem ein längeres Metallrohr mit geringer Biegung. Er setzte es an den Mund und blies Luft hindurch:

„Auch von mir zuerst angegeben, nach Analogie der Magenpumpe. Wenigstens in dieser Form. Uebrigens ein sehr einfaches Instrument!“

Die Starrheit meiner Glieder hatte dermaßen zugenommen, daß ich nun in der That die Augäpfel nicht mehr zu bewegen vermochte. Deshalb konnte ich nicht alles sehen, was der Amerikaner that. Nur hörte ich noch seine Worte:

„Vier Minuten. Gleich flüssig. Ich werde die Röhre einfetten, um das Einführen zu erleichtern. Sie werden anerkennen, daß ich bemüht bin, die Sache so schmerzlos zu machen wie nur möglich!“

Digitized by Google

Die folgenden Sekunden kamen mir wie eine Ewigkeit vor.

Ich ergab mich in mein Schicksal, in der Erwägung, daß der Tod mich gleich von allen Qualen erlösen mußte.

Noch gewahrte ich, wie Dr. Scellett einen Deckel auf den Tiegel schraubte. Ich sah es nur: ich hörte kein Geräusch. Des Arztes Lippen bewegten sich, er schien zu sprechen, aber ich hörte es nicht. Da näherte er sich mir und schrie in's Ohr:

„Verzeihen Sie, ich vergaß, daß Ihr Gehör natürlich bald aussetzt. Ich sagte nämlich, daß Sie in . . . 1 Minute 21 Sekunden tot sind. Gestatten Sie, daß ich mich von Ihnen verabschiede!"

Nun bemerkte ich, daß meine Sehkraft erlosch. Mir war es noch, als ob Dr. Scellett mir zum Abschied eine höfliche Verbeugung mache, dann verschwamm sein Bild immer mehr.

Ich vermochte nichts mehr zu erkennen, nichts mehr zu hören.

Ich fühlte nur noch wie mir langsam zwischen den Schulterblättern perlend, den Rücken hinab der Schweiß lief.

Dann öffnete mir eine Hand den Mund. Etwas hartes, glattes glitt in mich hinein, in die Luftröhre, und plötzlich wurde es in mir siedend heiß.

Es durchgoß meine Lunge ein feuriger Strom, als müßte er mir die Brust auseinanderreißen —

— — — — — — — — — — — — — — —

Digitized by Google

Und . . . ich erwachte . . .

Noch immer war es drückend heiß . . .

Die Straße war leer . . .

Der Schädel vor mir auf dem Büchergestell grinste mich höhnisch an mit seinem verschobenen Fez . . .

Ich war in Schweiß gebadet . . .

Digitized by Google

Gefunden.

Digitized by Google

Im Hof des Leichenschauhauses, an der Kommunikation am neuen Thor, steht eine ärmlich gekleidete, alte Frau. Sie liest den Anschlag am Thore: „Da keine unbekannten Leichen eingeliefert sind: geschlossen!“ Mühsam hat sie die Worte entziffert mit den brennenden roten Augen, die ihr nun im Alter fast den Dienst versagen wollen. Sie wendet sich ab und bleibt ratlos stehen. Schwer hat sie sich zu dem Gang entschlossen: er war ihre letzte Hoffnung. Nun ist sie am Ende.

Der Schließer tritt aus der Thür am Seitenflügel und ruft sie an, nachdem er die Regungslose eine Weile beobachtet.

„Wünschen Sie was? S'is zu!“

Die Alte weint. Sie rührt sich nicht.

Kopfschüttelnd betrachtet sie eine Weile der Mann, dann geht er mit den Schlüsseln klappernd in den Hausflur zurück.

Immer noch steht die Frau vor der verschlossenen Thür. Eine Hand legt sich ihr auf den Arm. Sie hat das Nahen eines Menschen nicht bemerkt. Ein junger Mann ist es. Er redet ihr freundlich zu:

Digitized by Google

„Sie ſuchen wohl jemand? Kann ich Ihnen helfen, gute Frau? Hier können Sie nicht ſtehen bleiben! Was iſt denn?“

Der junge Menſch mit dem offenen, ehrlichen Geſicht und dem kleinen, blonden Schnurrbärtchen, an dem er unausgeſetzt dreht, ſieht ſie freundlich, teilnahmsvoll an.

Sie ſchluchzt nur laut. Sie vermag nicht zu ſprechen.

Er fragt ſie nochmals, dann nimmt er den Hut ab und wiſcht ſich mit einem Blick nach dem Himmel, an dem die Juniſonne brennend ſteht, die perlende Stirn. Einen Moment iſt es, da er gar keine Antwort erhält, als zögere er, zu bleiben. Er macht Miene, zu gehen. Da ſagt die alte Frau, während ihr Schluchzen immer dazwiſchen die Worte abſchneidet:

„Ach . . . die Käthe . . . ick . . . ick habe ihr doch . . . noch . . . in die Zeitung . . . zurückjerufen . . . un . . . un die Käthe is nich . . . jekommen . . . zu ihre alte . . . gute Mutter.“

Der junge Mann hört ihr eifrig zu. „Nun . . . und . . .“ verſucht er ſie zum Weiterſprechen zu bringen, da ſie ſtockt.

„Un . . . ick habe ihr doch . . . immer . . . jute Worte . . . jejeben . . . ach Jotte, ach . . . Jott, meine Käthe . . . nie en beeſes Wort habe ick ihr . . . jeſagt . . .“

Er faßt die alte Frau unter den Arm und geleitet ſie die paar Stufen hinab. „Und gute Frau,“ fährt er fort, „was iſt Ihnen denn nun?“

„Fortjelaufen is ſe . . . ick weeß doch, wie det is . . .

Digitized by Google

ick habe ihr . . . jesagt . . . se darf nich mit den Kerl . . . jehen . . . det is en schlechter Mensch . . . habe ick ihr jesagt . . . und det dauert nich lange . . . loosen läßt er das Mädel . . . Jeld hat se nich . . . un . . . un ick habe . . . ihr det allens jesagt . . ."

Weiter kommt sie nicht in ihrer Erzählung. Der junge Mensch redet noch eine Weile in sie hinein, aber sie antwortet ihm nicht mehr, sie weint unausgesetzt. Immer nur beteuert sie, daß sie der Tochter rechtzeitig verziehen habe, und daß sie dreimal habe in den „Lokalanzeiger" einrücken lassen: „Käthe, komm zurück zu Deine Dich liebende alte, arme Mutter!" Und „ville Jeld" habe das gekostet, und doch sei die Käthe nicht zurückgekommen.

Der junge Mann fühlt tiefes Mitleid, sein fröhliches, ehrliches, offenes Gesicht ist ganz ernst geworden. Er weiß sich gar nicht mehr zu helfen.

Schließlich erzählt er ihr eine lange Geschichte von seinem Bruder, mit dem sei es auch so gewesen, so ähnlich und den hätten sie dann an der Schleuse aus der Spree gezogen. Das sei doch auch traurig gewesen. Nun sei es schon acht Jahre her. Mit dem Vater habe er ihn gefunden. Auch hier. Und die alte Frau hört ihm schließlich aufmerksam zu und nickt nur noch immer mit dem Kopf und sagt: „Ja! Ja!" und hat das eigene Leid auf Minuten ganz vergessen. Dann tröstet der junge Mensch die Alte und erzählt ihr etwas anderes, wie sein Vetter, sein rechter Geschwistersohn, auch verloren gegeben und dann doch wiedergekommen sei! Und einen

Digitized by Google

neuen Anzug habe er sogar angehabt und ein paar Mark Geld, das habe er sich verdient, und nun habe er eine Bäckerei gar nicht weit von hier, auf der Invalidenstraße. Die ginge sehr gut.

Da lacht die alte Frau am Ende unter ihren Thränen. Und als er nun sagt, das sei ja doch nicht anders möglich, daß die Käthe nun auch wiederkommen müsse, und wer weiß, ob sie nicht auch was mitbrächte, „so 'n gemustertes Kleid zum Waschen, wissen Sie" — da trocknet sie sich endlich ihre Thränen.

„Und nun bringe ich Sie noch ein Stück hin, gute Frau!"

Sie gehen zusammen hinaus.

„Weit kann ich aber nicht mit!" fügt er noch hinzu mit der Erklärung, daß er Schreiber sei drinn im Bureau.

Als sie eben um die Ecke biegen, kommt ihnen der Schließer nach. Nur den Schlüsselbund trägt er in der Hand. In der Eile hat er keine Mütze aufgesetzt.

Die beiden drehen sich um.

Der Mann wendet sich an den jungen Menschen. Er nimmt an, daß er die Frau kennt:

„Hören Sie, Ehlers, ist das etwa Witwe Schmidt?"

Die Alte antwortet erschreckt:

„Det stimmt. Lene Schmidt. Ick bin Witfrau. Chausseestraße 52, IV Treppen."

„Sie möchten mal rin kommen ins Bureau!" meint der Schließer.

Digitized by Google

Angstlich kehrt sie um. Sie eilt, was ihre alten Füße können.

„Na! na! das is nich so jefährlich!“ beruhigt sie der Schreiber.

Die alte Frau tritt zitternd ein, während ihr wieder die Thränen die Backen herablaufen.

Der Schließer wartet draußen. Nach einer Weile ruft ihn eine Stimme. Er öffnet die Thür. „Führen Sie die Frau!“ hört man.

Er schreitet mit den Schlüsseln klirrend voraus. Die nagelbeschlagenen Schuhe des Mannes gellen auf den Steinfließen. Die Alte folgt ihm mit unsicheren Schritten. Sie weint nicht mehr. Die roten, entzündeten Augen sind starr geöffnet. In der einen Hand trägt sie ihre kleine, schwarze, abgegriffene Ledertasche, aus welcher der Zipfel eines Taschentuches hervorlugt. Die Finger der anderen Hand hält sie voneinandergespreizt offen.

Sie durchschreiten einen Warteraum, dann treten sie in eine Art leere Kapelle, klein, einfach, würdig, darauf geht es durch zwei Zimmer. In dem ersten steht ein schöner Eichensarg. Sie kommen durch den Treppenflur. Sie durchmessen den Korridor mit gläsernen, luftabgeschlossenen Kästen an den Wänden: wie ein Gewächshaus. Immer der Schließer voran. Schlürfend das Mütterchen hinterher. Eine Thür geht auf. Ein Saal liegt vor ihnen, groß, hell; in der Ecke ein Gestell mit Kleidern, man sieht nur die Blendung durch das grelle Sonnenlicht. Einen Augenblick bleibt die Alte stehen; sie kann nichts unterscheiden. Nun erkennt man einen mäßig hohen,

Digitized by Google

eisernen Tisch auf Rollen. Ein Körper liegt darauf. Unbekleidet. Wachsfarben. Alabastern. Über die Kante hängen langverwirrte, nasse Haare zu Boden.

Die Alte zögert noch. Plötzlich läßt sie ihre Tasche fallen. Sie fuchtelt mit den Händen in der Luft umher. Es gurgelt in ihrer Kehle. Sie stürzt auf den Tisch zu. Mit den Armen umfängt sie den Leichnam. Ihr Kopf sinkt auf den toten Körper.

Sie rührt sich nicht mehr . . .

Der Schließer steht zur Seite. Er betrachtet mit halbem Blicke das Bild, dann wendet er sich ab. Langsam tritt er an das Fenster. Der eine Flügel steht offen. Draußen lacht die Sonne und spiegelt sich in den Scheiben. Prall trifft sie die nackte Kalkwand des Seitenflügels. Der Räderschall einer vorüberrollenden Droschke tönt auf Augenblicke herein . . .

Man vernimmt einen Schritt auf dem Trottoir . . . Jemand pfeift . . . Der Ton verklingt . . . Ein leiser Luftzug regt sich . . . Es rauscht in den Zweigen der Akazie schräg gegenüber . . . Dann hört der Wind auf . . . Fallende Tropfen treffen tickend, regelmäßig die Diele . . . Es rinnt vom Tische herab . . . Immer seltener . . . . Größer die Zwischenräume . . . . Es hört auf . . . Atemlose Stille . . .

Digitized by Google

Mein Tod.

Digitized by Google

Am 16. Auguſt erſchoß ich mich, auf einer Bank im Tiergarten, am Floraplatz.

Leider beging ich die große Unvorſichtigkeit und verabſäumte, etwas zu meiner Legitimation vorher einzuſtecken. Wie gewöhnlich hatte ich nämlich meine Briefſtaſche mit den Viſitenkarten vergeſſen, und an meiner Wäſche war es nicht möglich irgend etwas zu entdecken, was auf die Spur hätte leiten können, denn Hemd, Unterbeinkleid und Strümpfe, waren nicht gezeichnet. Dieſer Umſtand iſt dadurch zu erklären, daß ich bei meinen Eltern in Hamburg waſchen ließ. Nun war durch irgendwelche Verzögerung mein Wäſchkorb ausgeblieben und zwar ſo lange, bis ich endlich nicht mehr ein Stück reine Wäſche beſaß. Da ich die Sendung jedoch täglich erwarten mußte, ſo entſchloß ich mich nicht vorher, waſchen zu laſſen, und war daher genötigt, mir eines Tages alles neu anzuſchaffen. Weil es aber nur ein Notbehelf war, ſo kaufte ich jeden erforderlichen Gegenſtand nur in einem Exemplar, welches natürlich nicht gezeichnet war. Das Taſchentuch, das ich an jenem Tage bei mir führte, hätte aber auch nicht auf die Spur bringen können, denn es war mit fremden Buchſtaben: „W. S.“

Digitized by Google

versehen. Es gehörte einem Fremden, dem ich es einmal bei heftigem Nasenbluten entführt. Das letzte aber, was zu meiner Agnoscirung hätte dienen können, mein Hut, mußte nur die Verwirrung vermehren, denn er war von mir in Kopenhagen gekauft worden und trug keinen Anfangsbuchstaben, nur die Firma: „Henrik Dorch, Kjöbenhavn, Store Kjöbmager Gade." Der Revolver endlich mit dem ich die That vollführt, war schon seit Jahren in meinem Besitz, so daß auch durch Nachfrage bei Waffenhändlern der Käufer nicht hätte festgestellt werden können.

Warum ich eigentlich zu jenem äußersten Schritt gelangte, ist an und für sich gleichgiltig, zudem wäre es mir schmerzlich, Dinge aufzudecken, die noch lebende Personen in den Kreis meiner Besprechung ziehen müßten.

Genug: kurz nach $^3/_4$12 Uhr nachts legte ich Hand an mich. Ein Schuß in die Brust streckte mich zu Boden; augenblicklich sank ich von der Bank herab. Der Knall rief einen in der Nähe patrouillirenden Nachtwächter herbei, der mich sofort entdeckte und durch einen Pfiff eine Schutzmannpatrouille anlockte. Zunächst wurde ich in den Lichtkreis einer Laterne getragen und dort untersucht. Man richtete mich in die Höhe und knöpfte mir Weste und Hemd auf. Eine Hand legte sich mir auf die Brust dann hörte ich eine Stimme sagen: „Er ist tot!"

Darauf drehten mir die Leute die Taschen um, ohne natürlich irgend etwas zu finden. Einer sprach die Vermutung aus, die Leiche könnte am Ende schon beraubt

Digitized by Google

worden sein. Ich ärgerte mich über das Wort „beraubt", da ich mir einbildete, „bestohlen" sei hier der richtige Ausdruck. Übrigens widersprach dieser Annahme sofort der Wächter, da er unmittelbar nach dem Schuß herbeigeeilt sei. Endlich hatte mein Körper, worauf der eine Schutzmann aufmerksam machte, auch die natürliche Wärme noch beibehalten. Man versuchte mir die Waffe zu entwinden, was nach einigen vergeblichen Bemühungen gelang. Auch meine Wäsche wurde nach einem Namenszuge durchsucht, wie schon begründet, ohne Erfolg. „Das ist doch sonderbar!" sprach einer. Die einzigen Anhaltspunkte bot mein Taschentuch mit der falschen Chiffre „W. S." und der dänische Hut. Aber beides stiftete nur Verwirrung, denn die guten Leute blieben nun fest bei der Meinung, einen Ausländer vor sich zu haben und ergingen sich in den abenteuerlichsten Betrachtungen über mein Herkommen, meinen Beruf. Es empörte mich, daß der eine — übrigens konnte ich nur Stimmen unterscheiden weil ich, mit gebrochenen Augen nichts sah — mich für einen „Sonnenbruder", einen „gefährlichen Kerl" hielt, wozu ich ihm eigentlich doch in meiner Hilflosigkeit nicht den allergeringsten Anhalt bot. Da eine Menge Menschen sprachen, so nehme ich an, daß sich noch Neugierige hinzugefunden hatten, denn ich glaube wohl zur Ehre der Berliner Schutzmannschaft, daß die Beamten mehr oder weniger still ihres Amtes walteten.

Plötzlich hörte ich einen der Männer sagen: „Na, da wird wohl nichts anderes sein, als daß wir'n in's Schauhause schaffen!"

Digitized by Google

Sobald ich die Worte vernommen, bemächtigte sich meiner ein namenloses Entsetzen. Ich wollte schreien um dagegen Verwahrung einzulegen, aber mein Leib war kalt und starr und tot . . . . . .

Ich machte geraume Zeit hindurch keine Beobachtungen mehr, ich weiß wirklich nicht recht, was dann eigentlich mit mir geschah, nur das dumpfe Gefühl beherrschte mich, daß ich mich fortbewegte, aber wie und wohin, daran dachte ich nicht. Unangenehm kann ich nicht sagen, daß mir die Empfindung gewesen wäre, nur ab und zu einmal kam ein leichter Schwindel über mich nnd unwillkürlich erinnerte ich mich einer äußerst stürmischen Überfahrt von England nach Vliessingen, wobei mich leichtes Unwohlsein überrascht hatte. Damals hatte ich mich, in dem Salon auf Deck, in der Rückenlage auf die rundumlaufenen Wandpolster gestreckt, so nahe als möglich dem Mittelpunkte des Schiffes zu. Es war mir von einem erfahrenen Reisenden geraten worden. Das fiel mir plötzlich ein. Dann war es mir, als glitte ich auf Rollen fort. Unerklärlich, wo und wie und wohin. Immer noch auf dem Rücken. Ein paar Fäuste packten mich derb an, hoben mich, drehten mich und nahmen mir schließlich die Kleider, eines nach dem anderen. Ich begann zu frieren. Und nun zogen sie mir noch das Hemd vom Leibe. Dagegen wollte ich mich sträuben, zum mindesten hätte ich sie bitten mögen, mich zuzudecken, denn es war empfindlich kühl. Aber mit dem Leben, das mir entflohen, war nun natürlich die Möglichkeit zu sprechen auch dahin. Es war mir schließlich einerlei, denn ich empfand

Digitized by Google

keinen Schmerz, ich fühlte mich ganz wohl. Dazu kam noch der Umstand, daß es mir im Grunde genommen, wie sonderbar es auch klingen mag, ziemlich gleichgiltig war, was mit mir geschah. Ich vermochte es nicht, mich so weit aufzuraffen, um über irgend etwas näher nachzudenken, über meine Lage irgendwie Erwägungen anzustellen. Plötzlich hatte ich die Empfindung, als stiege ich empor, wie in einem Lift, und dann rollte ich wieder hin. Jemand hob mich und legte mich in derselben Stellung irgendwo anders nieder, aber ich lag hart und unbequem. Doch auch dieses Gefühl verging. Dann hörte ich Wasser rauschen, als ob jemand an der Wasserleitung einen Eimer, eine Kanne oder dergleichen, fülle. Und plötzlich klang mir das Plätschern und Laufen und Patschen ganz nahe am Ohr. Sonderbar: ich wurde gewaschen. Mit einem nassen Tuche oder Schwamm oder dergleichen strich man mir über die Glieder. Das Wasser war kühl. Unter anderen Umständen hätte ich, glaube ich, geschrieen, wenn mich unerwartet der feuchte Gegenstand auf Brust oder Seite berührt. Geradezu spaßhaft kam es mir vor, daß der betreffende Reiniger mir auch die Füße begoß und mich, wie es den Anschein hatte, aus besonderem Scherz an die Fußsolen kitzelte. Wahrscheinlich hätte er es unterlassen, wenn er davon unterrichtet gewesen wäre, daß ich eigentümlicherweise dagegen von Jugend auf ziemlich unempfindlich gewesen bin.

Nach einer geraumen Weile, während der ich in dem Raume allein geblieben war — die Zeit vermöchte ich durchaus nicht anzugeben — näherten sich Stimmen, die,

Digitized by Google

obwohl wahrscheinlich erst an der Thür, dennoch sehr laut klangen, so daß ich annahm daß jenes Zimmer eine bevorzugte Akustik besitzen müsse. Ich versuchte noch eine Weile zuzuhören, aber ich war nicht mehr so recht bei der Sache: die Beobachtungen, die ich so lange Zeit hindurch angestellt hatte, mochten mich ermüdet haben, und ich fand nicht mehr die genügende Nervenkraft, um gespannt zuzuhören. Nur das Rauschen von Kleidern konnte ich noch dunkel unterscheiden. Es klang wie Gummistoff — — oder — — ja eigentlich wohl bestimmt wie Gummi. — — Dann klirrte etwas wie Stahl. Und ich schlief ein.

„Ich schlief ein!" klingt zwar sonderbar, denn in meiner Lage konnte doch wohl von einem Schlafe im eigentlichen Sinne des Wortes nicht gut die Rede sein. Aber ich wüßte wirklich keine bessere Bezeichnung zu finden. Ich müßte denn etwa sagen: ich wurde für äußere Eindrücke unempfänglich. Dieser Zustand mochte eine Zeit lang angehalten haben, über deren Dauer ich jedoch nicht imstande bin, etwas Bestimmtes zu sagen. Mein Bewußtsein oder also: „die Wahrnehmung äußerlicher Thatsachen" kehrte wieder. Zuerst erwachte in mir das Gefühl meines Vorhandenseins überhaupt, ohne daß ich irgend etwas anderes fühlte als meine Existenz. Erst ganz allmählich gelang es mir, Betrachtungen anzustellen. Noch immer hatte ich jenes unangenehme Kältegefühl, das daher kam, daß man mir meine Kleider, wie es den Anschein hatte, noch immer vorenthielt. Zu gleicher Zeit begannen sich jetzt ernstlich

Digitized by Google

Rückenschmerzen einzustellen, die ich nur dem harten Material zuschreiben konnte, auf dem ich lag. Ich machte den Versuch, die Augen zu öffnen, da mir eine sonstige Bewegung des Körpers nicht möglich war, aber ich mußte es aufgeben: ich war nicht dazu fähig.

So verging wieder längere Zeit, während der ich mich nur auf mein Ohr verlassen konnte. Nun war ich zwar bei Lebzeiten gerade mit einem ganz außerordentlich feinem Gehör begabt gewesen, aber ich vermochte nichts zu unterscheiden. Kein Ton ward vernehmbar. Es herrschte Totenstille. Ich sagte mir innerlich das Wort vor: „Totenstille." Es war doch zu lächerlich, wie ausgezeichnet es paßte, gerade auf meine Lage. Und dabei kam ein so herzliches Bedürfnis über mich zu lachen, wie ich es noch niemals empfunden. Es blitzte und zuckte und zerrte in meinem starren Gesichtsmuskelgeflecht; die Nerven bestrebten sich, zum Leben zu kommen, daß ich plötzlich die Augen aufschlug.

Endlich war es mir doch geglückt. Es war so dunkel, daß ich nichts von meiner Umgebung zu erkennen vermochte. Alles lag in Finsternis. Allmählich gelang es mir, mich an die Lichtverhältnisse zu gewöhnen. Ich unterschied irgend etwas wie eine Wand, die glänzend und glatt sein mußte, denn die geringe Beleuchtung, die, wie es schien, von oben hereinfiel, spiegelte sich in den Wänden.

Doch nein, jetzt entdeckte ich, daß ich mich in der Beschaffenheit dessen, was mich umgab getäuscht haben mußte, denn ich vermochte hindurchzusehen, obwohl ich nicht imstande war, weiterhin Genaueres zu unterscheiden. Nun war ich im Klaren, es mußten Glasscheiben sein, ich lag

Digitized by Google

also unmittelbar an einem mächtigen Fenster. Da sah ich, daß es offenbar rundum ging, und viereckig, denn in den Winkeln des Glases schienen die Scheiben aneinandergesetzt. Gerade mir gegenüber — es machte den Eindruck, als wäre eine schmale Straße dazwischen — auf der anderen Seite mußte ebenfalls ein Fenster sein, oder doch wenigstens Glaswände. Ich versuchte mich emporzurichten, aber das mißlang vollkommen: nicht eine Muskel vermochte ich anzuspannen. Das einzige, was ich fertig brachte, war, die Finger zu bewegen. Ich hob den Daumen der linken Hand, mehr konnte ich nicht. Die Arme lagen mir an der Seite ausgestreckt, dicht an den Körper gelegt. Nun machte ich rechts denselben Versuch: ich hob also den Daumen und ließ ihn wieder fallen. Es gab ein dumpfklopfendes Geräusch. Ich wiederholte die Bewegung, es klang wie Metall, wie Blech. Darum lag ich also derart unbequem! Ich bestrebte mich nun, weitere Bewegungen mit den Händen auszuführen, und in der That gelang es mir, den kleinen Finger der rechten Hand abzuspreizen und damit zu tasten. Ich fühlte irgend etwas wie eine Leiste oder einen Rand, jedenfalls irgend eine Erhöhung, die mein Lager nach der Seite zu abschloß.

Ich vermochte mir das alles nicht zu erklären.

Bisher hatte ich festgestellt, daß ich mich auf irgend etwas Metallhartem, mit Rand Umgebenem befand, ohne Kleidung, von Glaswänden umschlossen, rechts, links, vor mir. Dazu eine Gasse, ein Gang, zwischen der Fensterscheibe geradeaus und einer anderen drüben. Alle Wil-

Digitized by Google

lenskraft nahm ich zusammen und machte eine Anstrengung den Kopf zu heben. Ganz unmöglich. Da gelang es mir, ihn zur Seite zu drehen. Ich blickte durch das Glas zu meiner Linken. Irgend etwas sah ich dort eine Spur heller schimmern, als der Hintergrund. Die Umrisse klärten sich allmählich meinem Auge, und nun fand ich, daß es mein Spiegelbild sein mußte: einen unbekleideten, liegenden Körper konnte ich erkennen.

Aber was war das ich trug doch keinen Vollbart? Und das Spiegelbild hatte einen dicken, schwarzen Bart, der bei dem hintenübergeneigten Kopfe starr in einem Winkel von fast 90 Grad in die Höhe stand. Und — — nein — — es mußte Täuschung sein — — aber nein, wäre es ein Spiegelbild wirklich gewesen, so hätte es mir doch, da ich es ansah, genau wie ich es that, das Gesicht zuwenden müssen!

Da packte mich Schrecken des Wahnsinns, übermenschliches, entsetzliches, furchtbares Grausen; blitzartig fielen mir die Worte des Mannes ein, als man mich gefunden: „Na, da wird wohl nichts anderes sein, als daß wir'n ins Schauhause schaffen!"

Ich wußte alles, ich lag in der Morgue — — — —

Als ich nach langer Zeit — wiederum kann ich nicht angeben, wie viele Minuten oder Stunden verstrichen waren — von neuem zum Bewußtsein kam, denn ich hatte wie in tiefer Ohnmacht gelegen, begann ich mir über meine Lage klar zu werden. Ein Schauer des Entsetzens packte mich und fesselte mich derartig, daß ich jetzt nicht einmal mehr die Finger zu bewegen vermochte. Nur

Digitized by Google

den Kopf hätte ich wenden können, aber ich wagte es nicht.

Ich hatte nicht den Mut nach der Leiche in der Nebenabteilung zu schauen. Es war zu grauenhaft. Ich sah sie vor dem inneren Auge neben mir liegen, langgestreckt, auf dem eisenblechbeschlagenem Tische mit dem Rande, den ich gefühlt, damit die Absonderungen, Blut, faulendes Wasser und was es sein mochte, sich sammelten und nicht zu Boden liefen. Ich sah die hageren, wachsfarbenen, blutlosen Glieder, mit dem eingesunkenen Brustkasten, dem eingefallenen Unterleibe, daß der Brustkorb sich in der Linie der falschen Rippen in Schatten abhob. Und dann vor allem, das Entsetzlichste, der starr in die Luft ragende Vollbart.

Ich schloß wieder die Augen, ich wagte an nichts mehr zu denken, denn alles war Ekel und Grauen, Entsetzen und Furcht. Aber ich konnte nicht hindern, daß das Gehirn dennoch arbeitete und mir alles noch furchtbarer malte, als es vielleicht war, mir Bilder und Gestalten vorzaubernd. Wäre mir doch das Denken verlöscht, wären mir die Sinne getötet gewesen! Warum mußte mir das beschieden sein! Warum war ich gezwungen, das zu erleben, zu sehen, zu fühlen in den Nerven, die doch tot waren. Warum ein doppelter, ein zweiter Tod, schreckenvoll, da mir das erste Scheiden vom Dasein nur als Erlösung, als äußerlich roher, gewaltsamer Abbruch erschienen, aber doch in der Seele als milder Ausgleich als Entweichen dem Quälenden, was mir das Leben gegeben und noch in die Zukunft gestellt!

Digitized by Google

Tot? War ich denn tot? Mußte nicht alles ausgelöscht sein mit dem Schuß, dem kleinen, bleiernen Fremdkörper, den ich in den Organismus gejagt? War da nicht alles zu Ende? Wie konnte ich denken und fühlen? War ich nicht tot? Aber ich hatte doch alles mit erlebt? Vom ersten Augenblick an, da ich mich getötet? Wie war das möglich? War denn der Tod nicht ein Auslöschen? Ein Bewußtseinverlieren? Ein ewiger Schlaf? Gab es ein Leben nach dem Tode? In solcher Gestalt? Die entsetzlichsten Zweifel bestürmten mich und dazwischen mischten sich die Schauer des Ekels und des Abscheues, den ich empfand, hier zu liegen, unbeweglich, ohne Hoffnung, daß sich an meiner Lage etwas ändern könnte. Ich dachte unwillkürlich daran, daß ich mich auf einer Bahre, einem Gestelle befand, auf dem schon hundert verwesende, faulende Leichen geruht, in dessen Farbenanstrich die scharfen Zersetzungsprodukte ihre anfressenden Spuren gegraben. Daß ich hier Luft atmete, die mit Fäulnis- und Verwesungs-Stoffen geschwängert war, daß ich umgeben lag von Leichenteilen, deren Zugehörigkeit zu einem Menschen oft kaum mehr festzustellen gewesen. Daß mich rings aus den Glaskästen die verstümmelten, zerstörten Gesichter anglotzten, graugrün, gelb, violettbläulich angelaufen, je nach der Todesart gekleidet, in die Farben der Verwesung. Ich fürchtete, daß sie sich heben könnten, aufrichten und nach mir schauen, mit den gebrochenen, erstarrten, leblosen, ausgelaufenen Augen, mit den zerschmetterten, furchtbar entstellten Gliedern. Daß sie sich auflehnen möchten gegen den fremden Eindring-

Digitized by Google

ling, den einzigen, der es gewagt, ein arbeitendes Hirn in die Stätte des Todes zu tragen.

Und ich konnte nicht fort, hinaus, mich befreien! Ich konnte mich nicht rühren, um zu entfliehen diesem Leichengraus, diesem Geruch der Verwesung!

In meiner Angst und Verzweiflung versuchte ich endlich dennoch den Kopf zu wenden, nicht nach links, wo der Mann mit dem Barte lag, sondern nach der anderen Seite. Vielleicht war dort die Wand, oder niemand neben mir.

Langsam drehte ich den Kopf: ein furchtbarer Anblick bot sich mir. Es war heller geworden, ich konnte alles erkennen. Nicht leer war der Platz. Ein weiblicher Körper lag dort. Ein ganz junges Ding mußte es sein. Aber der Schädel war nicht mehr der eines Menschen: es war eine breitgequetschte, breiige Masse, formlos, blutig, mit Strähnen von blondem Haar, in die Fleischfetzen gepreßt, die es zwischen sich herauswachsen ließen, wie einzelne Grasbüschel aus kahlem Felsgebröckel.

Ich schloß die Augen, ich vermochte nicht länger hinzuschauen, und richtete den Kopf wieder gerade. Nach keiner Seite wollte ich sehen. Aber in wilden Phantasien zauberte mir das fieberhaft arbeitende Hirn von neuem das Bild vor, und in meiner Verzweiflung schlug ich die Augen wieder auf, um, geradeaus starrend, wenigstens irgend einen greifbaren Gegenstand zu erblicken. Die Glaswand etwa, oder die jenseitige, von der mich der Gang trennte. Es war immer heller geworden — deutlich konnte ich nun wahrnehmen, daß auch drüben sich glasumhegte Behältnisse befanden. Da entdeckte ich

Digitized by Google

mit einem Male — woran mich die Dunkelheit bisher gehindert — auch drüben eine Leiche, und wie ich in starrem Entsetzen die Augen zur Decke wandte, sah ich auch oben am Rand des Glases, das meinen Käfig umschloß, in der Spiegelung von irgend einer Seite her, den Körper eines Mannes, gedunsen, aufgeschwemmt, mit aufgequollenem Leibe und furchtbar entstelltem Antlitz.

Wieder schloß ich die Augen; nach keiner Seite konnte ich also sehen, denn wohin ich auch geblickt hätte, überall würden mich Leichengesichter anstarren.

Bisher hatte ich keinen Laut vernommen. Ich konnte nicht beurteilen ob dies an der Luftabgeschlossenheit meiner Zelle lag, oder ob wirklich Öde und Stille herrschte.

Plötzlich sprach jemand neben mir. Meine Furcht wuchs. Ich wagte nicht mich umzusehen, wer sich mir etwa genähert. Aber die Stimme tönte von neuem. Deutlich unterschied ich die Worte:

„Sagen Sie mal, was soll eigentlich der ganze Klimbim hier!"

Ich wagte nicht den Kopf zu wenden. Da klopfte es links neben mir ziemlich kräftig gegen die Glaswand, und die Stimme rief vernehmlich:

„Stellen Sie sich nur nicht tot, alter Freund! Mir machen Sie wahrhaftig kein X für ein U vor."

Unwillkürlich sah ich nach der Seite. Mit einem Blicke hatte ich eine Veränderung an meinem Nachbar in dem Glaskasten zur Linken wahrgenommen: er hatte sich auf die Seite gelegt und stützte sich, halb aufgerichtet, auf den rechten Arm.

Digitized by Google

Ich traute meinen Augen nicht; ich verstand nicht, was hier eigentlich geschah.

„Erschrecken Sie doch nicht", fuhr mein Nachbar fort, „was ist denn dabei? Darf ich mich Ihnen bekannt machen: Assessor Rotte."

Wie ich dazu kam, vermag ich nicht zu sagen, ob aus Gewohnheit, die hier sogar das Furchtbarste überwand, oder um einer unangenehmen Szene seitens des Mannes mit dem Barte zu entgehen, genug ich nannte ihm meinen Namen. Er neigte leicht den Kopf, wobei ich bemerkte, daß er eine breite, klaffende Wunde an der linken Schläfengegend trug.

„Sagen Sie mal, Sie sind wohl noch nicht lange hier?" fragte er mich.

Allmählich gewann ich meine Fassung wieder, umsomehr, da die Starrheit meines Körpers nachgelassen hatte und es mir gelungen war, mich in ähnliche Lage zu bringen wie mein Nachbar. Ich sprach:

„Es ist sonderbar, aber ich habe keinen rechten Begriff mehr von der Zeit. Mir ist überhaupt vieles so eigentümlich."

„Ja, ja, Horatios Schulweisheit! Ich hätte mir den ganzen Schwindel auch nicht träumen lassen. Sie glauben gar nicht, mit was für Menschen man übrigens hier zusammen gelegt wird. Da z. B. Ihre Nachbarin. Das arme Wurm kann keinen vernünftigen Gedanken mehr fassen, freilich wird das daran liegen, daß der ganze Verstandeskasten in die Fichten gegangen ist. Na, viel wird wohl niemals drin gewesen sein! Aber eine kaputte Schädel-

Digitized by Google

decke ist überhaupt nur eine faule Ausrede, denn sehen Sie mal mich an! Was sagen Sie dazu? Ganz anständiges Loch, was?"

Ich wunderte mich etwas über des Assessors burschikose Sprechweise, aber der Schauder, der mich bisher gefangen gehalten, war ziemlich gewichen. Ich war verhältnismäßig so sicher geworden, daß ich fragte, als säßen wir irgendwo in Gesellschaft beieinander:

„Wo haben Sie denn das her?"

Der Assessor lächelte und antwortete:

„Alles von mir selbst. Eigene Arbeit. Ich bin self made man durch und durch. Sie glauben wohl, das wäre Zufall, Unglück oder die Freundlichkeit eines Mitmenschen? Nein! In meinem Leben war nie etwas Zufall. Wissen Sie, ich vertrete die Anschauung, daß es einen Zufall überhaupt nicht giebt. Alles Verkettung von Umständen. Da kannte ich zum Beispiel einen Seidenfabrikanten. Obscurant. Sehen Sie, der bildete sich ein, es sei alles Fügung. Wenn sein Geschäft gehen solle — ginge es, solle es nicht gehen — könne er sich anstrengen soviel er wolle, es ginge eben nicht. Deshalb machte der gar nichts, konnte nichts, wußte nichts, wollte nichts, machte nichts — das heißt doch, er machte was, nämlich Bankrott. Dabei hatte der Bengel eine hübsche Frau und drei Kinder. Eines war leider skrophulös. Unser gemeinsamer Hausarzt erzählte mir das. Den traf ich nämlich zufällig in Ceylon. Ja, wie ich nach Ceylon kam? Das war auch so eine rechte Dummheit. Jugendstreich! Wissen Sie Jugendstreich! Überhaupt als junger

Digitized by Google

Mensch, da war ich noch was wert! Lebenskraft stak in mir! Etwas viel Lebenskraft, doch rein überschüssige, denn Sie müssen nicht denken, daß ich so in den Tag hineingewüstet hätte. O, ich war zielbewußt. Ziel: das Zweifelhafte, das Märchenvolle, das Ungewisse. Am Ende ist ja alles ungewiß, nicht wahr? Schon die Lebensanschauungen sind doch alle verschieden. Denken Sie sich: jeder Mensch glaubt doch schließlich was anderes. Ich meine nicht religiös! Darüber spreche ich nicht gern. Aber sonst. Meinen Sie, daß zwei Menschen in der Welt gleicher Ansicht sind? Ist ja auch unmöglich. Wäre ja scheußlich langweilig sonst! Na, die Langeweile! Ich begreife gar nicht, wie sich jemand langweilen kann. Höchstens Frauenzimmer. Das sind überhaupt so halbe Kretins. Wenn das Bebel wüßte. Haben Sie sein Buch „Die Frau" gelesen?"

Ich wollte bejahen, er aber fuhr in ununterbrochenem Redestrome fort:

„Dennoch die Weiber sind verzüchtet. Seit Generationen. Ursprünglich ja! Bravo! Bin natürlich Darwinianer. Das heißt durch Häckel. Denken Sie, früher verwechselte ich immer Häckel und Hähnel. Den Bildhauer meine ich. Übrigens bei Bildhauer: Was denken Sie denn eigentlich über das Bemalen der Statuen? Was? Mittelmaß! Was? Überall die goldene Mittelstraße. Denken Sie, ich habe zwei Jahre auf der Mittelstraße gewohnt. Ich wohnte gern dort. Es ist so bequem. Still und doch am Verkehr. In meinem Hause wohnte ein Herr, der behauptete . . . Sie sehen mich so

Digitized by Google

an . . . Quadratur des Zirkels? . . . nee . . . lenkbares Luftschiff? . . . nee . . . perpetuum mobile? . . . nee . . . Er behauptete erfunden zu haben, wie . . . Übrigens irre ich mich, er wohnte gar nicht . . . Er . . . die Nummer daneben. Es war . . . Nummer . . . Nebenbei gesagt, ist es doch unglaublich, wie es noch Städte geben kann, die glatt durch numerieren. Nicht getrennt, gerade oder ungerade . . . paar oder unpaar . . . fährt man da unwillkürlich fort . . . rouge ou noir. Waren Sie mal in Monte Carlo? Gegend großartig, was? . . . Immerhin, Korsika ist doch schöner. Ajaccio mit der Napoleonshöhle, wo er den Ossian las . . . Oller braver Dichter . . . das heißt, wenn er existierte. Shakespeare soll ja auch eventuell Fabelwesen sein. Na aber einer muß doch die Sachen geschrieben haben! Das ist der ewige Zweifel, alles muß angezweifelt werden. Allerdings was wissen wir."

Ich konnte dem Redeflusse meines Nachbars nicht mehr zuhören. Dieses fortwährende Abspringen vom Hundertsten ins Tausendste, war mir unangenehm und ermüdend zugleich. Ich unterbrach ihn daher:

„Aber Sie wollten mir doch sagen, woher Sie die Wunde an der Schläfe haben?"

„Ja! So! Verzeihen Sie!" entschuldigte er sich. „Sehen Sie, das ist eine dunkle Geschichte. Bei dunkel, à propos, fällt mir ein: Das dunkelste Afrika Stanleys, oder das noch dunklere England des General Booth. Ja die Heilsarmee. Wir haben Sie ja auch nun glücklich. „Glücklich" sage ich? Was ist überhaupt „glücklich?"

Digitized by Google

Da muß ich immer an Doktor Rellings Frage in der „Wildente“ denken: „Was iſt eigentlich dämoniſch?“ Ja, die Wildente! Bleßente nennt man ſie bei uns, glaube ich. Das Fleiſch iſt ungenießbar. Man ſollte überhaupt kein Fleiſch eſſen. Ich war Vegetarianer. Das iſt billiger. Kartoffeln, nichts als Kartoffeln. Und jetzt haben ſie noch die Preiſe erhöht. Mißernten überall. Ja die Landwirtſchaft. Rückgang auf der ganzen Linie. Alles iſt ein Rückgang. Die ganze Welt. Jeder Organismus. Groß, klein, ganz Wurſt. Rückgang . . . Rückgang . . .“

Bei den letzten Worten ſtreckte er ſich der Länge nach wieder aus. Sein Kopf ſank zurück, der Bart ſtarrte ſenkrecht in die Luft.

Ich verſtand nicht, was eigentlich mit ihm vorging. Im Grunde genommen war ich froh, daß der Schwätzer nun endlich aufhörte zu ſprechen. Dieſes Entgleiſen mitten im Gedanken war unausſtehlich, wiewohl es ja eigentlich kein Abbrechen genannt werden konnte, denn er hatte immer den letzten Gedanken aus dem Nachſatze in dem neuen Vorderſatze wieder aufgenommen.

Plötzlich bemerkte ich jemand, der im Mittelgange an meinem Glaskaſten lehnte, beide Hände ſeitwärts an die Augen hielt, jedenfalls um der Blendung zu begegnen, und, die Stirn an die Scheiben gepreßt, mich anſah. Noch vor ein paar Minuten wäre mir das entſetzlich unheimlich geweſen. Jetzt berührte es mich eigentlich wenig: ich begann mich ſchon an meine Umgebung zu gewöhnen.

„Was wünſchen Sie?“ fragte ich und ſetzte mich — meine Glieder waren ganz beweglich geworden — in der

Digitized by Google

Haltung eines Porzellanchinesen mit gekreuzten Beinen auf meinen Tisch.

„Ich wollte blos mal sehen, wer sie sind! Ich kann Ihnen sagen, daß ich es recht langweilig in dem Lokale finde. Ihr Nachbar da, der Assessor, hat zwar eben behauptet, Langeweile gäbe es nicht, aber der redet ja lauter konfuses Zeug. Er hat eben doch ein bißchen gelitten!" — Dabei tippte sich der Mann draußen auf dem Gange mit dem Zeigefinger auf die Stirn. — „Jetzt schläft er wieder mal!"

„Wie kommen Sie eigentlich da hinaus?" fragte ich ihn.

„Ah! Sehr einfach! Bei meinem Schlafkabinet hatte der Wärter vergessen, den Riegel außen vorzumachen, so daß ich herausgeklettert bin, um mich mal 'n bißchen um zusehen. Die Steinfliesen sind nur scheußlich kalt, mit den bloßen Füßen. Ich halte es überhaupt für eine grobe Rücksichtslosigkeit, einem einfach hier die Kleider wegzunehmen. Das ist eben die alte Geschichte, den Leuten fehlt doch die wahre Bildung des Herzens, die Mitleid erzeugt!

Ich möchte bloß wissen, ob das überhaupt nicht rechtlich anfechtbar wäre. Wir wollen mal den Assessor fragen."

Dabei trat er an die Nebenabteilung und klopfte an das Glas:

„Assessorchen! Assessorchen! Können wir klagen auf Rückerstattung unserer Kleider?"

Der Assessor richtete sich auf und sprach:

Digitized by Google

„Ich denke: Ja! Außerdem: Schadenersatz wegen Erkältungen, die man sich zuziehen muß. Ja Erkältung! Der „böse Grippo“ im Kartarrhroman Vischers! Ah, überhaupt Vischer! Das war ein Mann! Vischer mit dem V Nicht Kuno mit dem F in Jena. Dort habe ich studirt. Am Karzer das offizielle Wutgeheul, war schön. Besonders meine Stimme. Haben sie mich mal singen hören? Bariton, mehr Baßbariton. Die Tiefe in der männlichen Stimme ist doch das Schönste, der Klang, das Metall. Das Aluminium wird jetzt so billig. Nächstens wird alles aus Aluminium gemacht. Denken Sie mal, wenn das Haus hier aus Aluminium wäre, wie entlastet wären dann die Fundamente. Fundamente sind ja überhaupt die kitzlichen Stellen bei vielen Berliner Bauten. Der Moorgrund! Mohr ist eigentlich ganz abgekommen, man sagt immer Neger. Was meinen Sie zu unseren Kolonien? Erst unsere Enkel werden was davon haben. Ich habe leider keine. Bin überhaupt nicht verheiratet gewesen. Die Weiber sind ein dummes Volk. Widerliche Rasse. Weiber . . . pfui Teifel . . .

Seine Worte erstarben in einem Gebrumm und er legte sich wieder hin.

Kopfschüttelnd trat der draußen an meinen Käfig:

„Immer kommt der arme Kerl auf die Weiber zurück. Hat er Ihnen erzählt, warum er sich totgeschossen hat?“

Ich verneinte.

„Aus unglücklicher Liebe. So ein Blödsinn. Weshalb haben Sie denn sich da das Loch in den Leib gebohrt?“

Digitized by Google

Ich gab eine ausweichende Antwort.

„O! verzeihen Sie, ich bin nicht neugierig" — er gähnte — „Gott aber was soll man hier? Ich will Ihnen erzählen, wie ich eigentlich hierher komme. Ich bin Kaufmann. In meinen Mußestunden fuhr ich auf der Spree." „Wir gondelten, gondelten," trällerte er lustig. „Na und mit mir gondelte mein Kollege Erich Granert. Der hatte Schulden. Ich nicht. Aber dafür hatte ich mir Geld gespart. 650 Mark. Die wollte ich meiner alten Mutter in Schweidnitz schicken. Ich zeige ihm die. Er nimmt sie und wirft mich ins Wasser. Notabene ich kann nicht schwimmen. Er aber kann's: kippt das Boot um und schwimmt ans Land. Dann schreit er um Hilfe. Und ich ertrank. Vierzehn Tage lag ich im Wasser, an einer Wurzel verhakt. Dann kam ich plötzlich hoch. Aber ich sage Ihnen, wie ich aussah. Mein Nachbar drüben, der arrogante Mensch, ein Maurer, der von einem Bau abgestürzt ist, der redet nicht mal mit mir, weil er behauptet, ich sehe so ekelhaft aus. Als ob ich was dafür könnte! Und er selber hat doch den ganzen Hinterkopf zerschlagen. Als ob das etwa lecker ausschaute! Das ist doch wirklich eine Gemeinheit!"

Er kreuzte die Beine und lehnte sich ans Fenster meiner Behausung. Erst in dieser Profilstellung konnte ich sehen wie gedunsen sein Gesicht war und wie dick aufgequollen sein Leib.

Da hob sich neben mir das Mädchen mit dem zerquetschten Schädel und sprach, freilich nur sehr undeutlich und zusammenhanglos:

Digitized by Google

„Verfluchte Maschine . . rückwärts . . . Kleid . . . Kleid hängt . . . rückwärts . . . halt . . .“

Sie sank zurück.

Fragend blickte ich den Kaufmann an.

Bereitwillig erklärte er:

„Sie ist ins Getriebe der großen Zentrifuge gekommen. Schwapp war der „Stöpsel“ zu Brei. „Stöpsel,“ wie der Assessor für Kopf sagt! Ach, es sind noch eine ganze Menge interessante Leute hier, obwohl doch mancher Kasten leer steht. Es ist keine sehr starke Beteiligung heute!“

Ich war so gleichgiltig geworden. daß ich über die eigentümliche Ausdrucksweise des Kaufmanns zu lachen vermochte. Dieser hatte inzwischen begonnen, im Mittelgange auf und abzuschreiten, wobei ich deutlich das regelmäßige Aufklappen seiner Fußsohlen auf den Steinfliesen vernahm.

Plötzlich lachte er über das ganze Gesicht, und erklärte: diese Glaskästen machten ihm vollkommen den Eindruck einer Menagerie. „Raubtierhaus“ wie er es nannte. Auf mein Befragen setzte er mir übrigens auseinander, daß dieses nicht der Ausstellungsraum sei, wohin das Publikum Zutritt bekomme, sondern, daß diejenigen von uns, die unbekannt seien, in den angrenzenden Raum gebracht würden, tiefer, mit dem Gesicht nach der entgegengesetzten Seite.

Ich wußte also, was mir bevorstand, falls man nicht doch schon meine Personalien ausfindig gemacht haben sollte.

Digitized by Google

Der Kaufmann schüttelte sich. „Brrr!“ machte er.

„Frieren Sie denn?“ fragte ich ihn.

Er antwortete jedoch nicht, sondern rief:

„Eine Idee! Herr Gott von Frankreich! Eine Idee! Ich sehe doch wirklich nicht ein, warum wir uns diese Rücksichtslosigkeit eigentlich gefallen lassen sollen. Unsere Kleider wollen, müssen . . . wir wieder bekommen! Wir machen eine Petition, was? Oder klagen! Ja, wenn der Assessor bei der Stange bleiben könnte!“

„Wer spricht von Stange?“ fragte da, sich wieder emporrichtend, mein Nachbar. Wir wollten etwas entgegnen, aber wir kamen gar nicht mehr zu Wort.

„Stange!“ fuhr Assessor Rotte fort „Denken Sie mal, so hieß mein Ordinarius in Quarta! So ein Rindvieh! Das heißt eigentlich war er nicht dumm. Er erfand eine neue Methode, das griechische Alphabet zu lehren durch Mnemotechnik. Ich habe nie auf Mnemotechnik großen Wert gelegt, denn ich hasse alle Eselsbrücken. Ich glaube, ich sagte schon einmal: self made man. Flog ich durch im Examen — auch gut. Im ersten flog ich auch durch. Was so durchfliegen heißt. Sagen Sie mal, Fliegen haben Sie auch hier noch nicht bemerkt. Die würden wohl giftig. Gift nahm ich nämlich außerdem. Ideell natürlich. Aus ihren Augen habe ich es gesogen. Ja, die Weiber! Die Damenmoden jetzt! Diese Kleider . . .“

Der Kaufmann unterbrach ihn und schrie, was er konnte:

„Kleider! Hurrah, jetzt nur bei der Stange geblieben!“

Das Mädchen mit dem zerbrochenen Schädel phantasierte etwas von: Maschine . . . Stange . . . Bloilstange . . .

Digitized by Google

Und von der Seite her knurrte der Maurer, der Feind des Kaufmanns, dessen Stimme ich zum erstenmal hörte: „Wenn die verfluchte Stange nich nachjejeben hätte, da wäre ick nich vons Jerüste jestürzt!"

Das Wort „Stange" schien die ganze Gesellschaft in Aufruhr gebracht zu haben.

Der Kaufmann benutzte den günstigen Augenblick, daß alle aufpaßten, und sagte:

„Meine Herren und Damen. Pardon, Damen und Herren! Wir sind alle unbekleidet. — Das ist ein Skandal! Ja, ich behaupte sogar, das ist eine grobe Rücksichtslosigkeit!" — Allgemeiner Beifall. — „Das muß anders werden! Wir wollen den Schutz der Gesetze anrufen!"

Damit schien aber nicht alles einverstanden zu sein, denn der Maurer rief wütend:

„Ach wat, det Jesetz hätten Sie mal früher jebrauchen sollen, daß son oller braver Mann wie ick, und Familienvater, muß ufn Bau jehn! Det mißte man's Jesetz erst mal verbieten. Den Baumeester, den Unternehmer, den mißten se mal de Hammelbeene jrade renken. Aber jejen die Coulär is's Jesetz ville zu weechherzig!"

Der Assessor deklamirte pathetisch:

„Es erben sich Gesetz und Rechte, wie eine ew'ge Plage fort. Aber der Geist macht's, nicht der Buchstabe, der tote! Ueberhaupt tot! Wir sind ja tot: nur zeitweilig, bedingungsweise, auf Widerruf! Nur nicht sich ergeben, wer ist die letzte Instanz? Wir selber, Männer und Weiber. Nein, das bestreite ich!"

Digitized by Google

„Halten Sie endlich mal die Klappe, Assessorchen!“ bat der Kaufmann. Alles schwieg. Der Redner fuhr fort:

„Meine Damen und Herren! Ich lege gegen die uns angediehene Behandlung Verwahrung ein, im Namen der Sittlichkeit, der Menschlichkeit ja ich sage getrost im Namen der . . . Hygiene!“

„Was sorne Hyäne?“ fragte der Maurer.

Der Kaufmann strich sich verächtlich den gedunsenen Leib und fuhr, ohne den Zwischenruf zu beachten, fort: „Denn wir erkälten uns hier! Ja, wir müssen uns trotz des Augustwetters in diesem kühlen . . . kühlen . . .“

Einen Moment suchte er das passende Wort. Das unglückliche Fabriksmädchen benutzte die Pause, um schwermütig, aber falsch zu singen:

„In einem kühlen Grunde, da geht ein . . . Maschinenrad . . .“ wie sie veränderte.

Der Kaufmann fuhr fort: „In diesem kühlen Keller,“ der Baß des Assessors intonirte: ‚Im tiefen Keller sitz ich hier‘ „müssen wir uns erkälten, ja wir müssen uns, ich möchte sogar den starken Ausdruck heranziehen, den Tod holen!“

Ein unheimliches Gelächter ertönte von allen Seiten . . .

„Meine Herrschaften, bitte wahren Sie die Würde des Ortes!“ sagte da plötzlich pathetisch der Kaufmann, der sich darüber gekränkt fühlte, daß man ihn immerfort unterbrach.

„Na Sie oller Heringsbändiger!“ schimpfte der Maurer.

„Maul halten!“ schrie der Kaufmann.

Digitized by Google

„Lassen Sie mir mal hinkommen," erwiderte der andere schlagfertig „et kennte passiren, daß ick Sie eene runterlangte!"

Alles war empört über die Roheit. Die meisten richteten sich in die Höhe.

„Unverschämter Kalkschmierer!" zischte der Kaufmann.

Da geschah etwas Gräßliches. Ein mächtiges Getöse erhob sich plötzlich. Es krachte und brach und splitterte wie Glas. Der Maurer hatte sich aufgerichtet, und hatte mit dem Rolltisch, auf dem er lag, in wuchtigen Stößen die Scheiben zerschmettert. Er sprang in den Mittelgang hinab. Ein Riese, dem nur die zur Hälfte fehlende Schädeldecke des Hinterhauptes etwas Eigentümliches verlieh. Er stürmte auf den Kaufmann los. Dieser aber rettete sich. Mit einem Ruck hatte er meinen Kasten, vor dem er gestanden, geöffnet und war zu mir hereingesprungen. Er verbreitete einen furchtbaren, erstickenden Fäulnisgeruch. Aengstlich schmiegte sich der entsetzlich aufgequollene Körper an mich an.

Aber sein Feind drang ihm nach. Die Thür vermochte er nicht zu öffnen, so schlug er die Glaswand mit der Faust ein. Die Splitter flogen herum. Es krachte und klirrte, da die Spiegelgläser zersprangen.

Wenn ich auch vorher lange Zeit hindurch gleichmütig geblieben war und mich an all das Eigentümliche fast gewöhnt hatte, jetzt konnte ich nicht mehr: namenloses Entsetzen, Grauen, Furcht, Schrecken überfiel mich.

Ich fühlte den aufgequollenen Körper des Ertrunkenen immer näher an meiner Seite, immer mehr an mich ge-

Digitized by Google

preßt. Ich roch, ich sog ein diese furchtbaren Verwesungsdünste. Dazu das Andringen des rasenden Maurers mit dem halben Schädel. Und das Splittern und Brechen und Fallen und Klirren und Schneiden des Glases.

Und plötzlich sogar noch der Ansturm von allen Seiten, denn auch rechts und links von mir brachen die Wände.

Mein Entsetzen wuchs. Die Leichen fielen auf mich und kämpften auf mir und die Scheiben krachten und splitterten und klirrten, und plötzlich stürzte die Decke, durch die Wände nicht mehr getragen, auf uns mit Erdbebendonner nieder und begrub mich unter sich, Leiche unter Leichen . . . . . .

. . . . . .

Da fuhr ich schreckverstört im Bett in die Höhe . . .

In meinem Schlafzimmer war es fast hell; der Morgen angebrochen . . .

Alles war in Ordnung, nur der Spiegel über dem Waschtisch lag heruntergestürzt und zerschmettert am Boden . . .

Daß ich auch den Unsinn gemacht hatte, am Tage vorher das Leichenschauhaus zu besuchen! . . .

Wie kann man da verlangen, ruhig zu schlafen! . . .

Ich werde den Teufel thun, nochmals hinzugehen. Um keinen Preis der Welt! . . .

Das kommt davon!

Digitized by Google

Cogito ergo sum.

Digitized by Google

Am 19. Juli erhielt ich plötzlich in Leoni am Starnberger See ein Telegramm folgenden Inhaltes:

Wichtige Besprechung. Sofort kommen. Antwort wann. Adolf.

Die Depesche kam mit R. P., war datirt aus Berlin und der Absender mein langjähriger Freund Adolf Brück, von dem ich ganz bestimmt wußte, daß er mich niemals rufen würde, wenn es nicht aus irgendwelchen Gründen durchaus notwendig war. Dennoch beschloß ich noch einmal bei ihm anzufragen, denn im Juli bei einer Tagestemperatur von + 29° Celsius nach Berlin zu fahren, nachdem ich eben erst die Sommerfrische aufgesucht, war immerhin eine starke Zumutung. So benutzte ich denn die mir zustehenden zehn Antwortsworte, um zu telegraphieren.

Brück. Berlin, Lützowstraße 98. Kann Anderer helfen oder Aufschub? Wielange?

Ich brauchte mich ja nicht zu unterzeichnen. Es

Digitized by Google

war auch so verständlich. Am Nachmittag lief die Antwort ein:

Nein. Persönlich. Sofort. Lebensfrage.
Adolf.

Da half also kein Zögern. Blutenden Herzens nahm ich Abschied von meinem lieben, schönen Leoni, packte nur das Nötigste ein und fuhr nach München. Ich machte mir während der Fahrt und weiterhin während des Weges nach Berlin fortwährend Gedanken, was denn wohl eigentlich meinem Freunde Adolf zugestoßen sein könnte. Meine erste Idee war: irgend eine unangenehme Begegnung mit jemandem, eine Beleidigung oder irgend etwas, wobei ich hätte in Wirksamkeit treten müssen. Das verwarf ich aber bald wieder, denn Adolf Brück war der ruhigste, besonnenste Mensch der Welt. Ein theoretischer Feind des Duells. Vielleicht konnten es irgendwelche Geldangelegenheiten sein, oder am Ende ein Liebeshandel. Jedenfalls war dieses Nichtwissen im höchsten Grade peinigend, und ich zürnte dem Freunde, daß er mit keiner Silbe angedeutet hatte, warum es sich eigentlich handelte. Das hätte er in Rücksicht auf mich doch wohl thun können, zumal ich bei dieser Glut die weite Reise machen mußte. Aber vielleicht war es eben gänzlich unmöglich ein paar Worte als Angabe zu machen, weil die Angelegenheit mir vollständig fremd war, oder so heikler Art, daß er sich gescheut hatte, irgend eine Andeutung dem Telegraphen anzuvertrauen.

Genug, am nächsten Tage kam ich halbaufgelöst nach

Digitized by Google

einer qualvollen Reise in Berlin an. Ich hatte von München aus meine Ankunft telegraphiert, so daß ich annehmen durfte, von Adolf am Bahnhof empfangen zu werden. Aber wider Erwarten fand ich ihn nicht. So setzte ich mich denn in eine Droschke und fuhr sofort zu ihm. Er begrüßte mich in seinem Zimmer.

„Ich hatte gehofft, Du würdest mich abholen!" begann ich und sah ihn mir nun erst genau an. Er schaute absonderlich ernst und gedankenvoll aus als er sprach:

„Laß mich erzählen, dann wirst Du begreifen, warum mir das absolut nicht möglich gewesen ist."

Er ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab und schien kaum auf mich zu achten. Kopfschüttelnd setzte ich mich mit dem Rücken gegen das Fenster auf einen Stuhl am Schreibtisch. Vorher zog ich den Rock aus und warf ihn auf die Ottomane. Aber Adolf sprach nicht. Unausgesetzt lief er auf und nieder. Ich ermunterte ihn:

„Also höre mal, liebster Kerl: was ist denn nun los? Was hast Du denn eigentlich? Rede doch! Wo drückt Dich der Schuh?"

Vor mir blieb er stehen:

„Es ist eine verflucht ernste Geschichte!" sprach er nur. Dann setzte er seinen Spaziergang fort. Ich ließ ihn dabei, aber endlich dauerte mir das Schweigen zu lange und ich sagte:

„Daß es eine wichtige Sache ist, ist wohl klar, sonst hättest Du mich nicht in dieser blödsinnigen Hitze die lange Reise machen lassen. Also nun schieße mal los!"

Digitized by Google

Er begann:

„Höre mich ganz ruhig an. Ich werde Dir den Hergang erzählen. Aber: erstens, lache mich nicht aus, denn die Sache ist zu ernst dazu. Und zweitens, unterbrich mich nicht, denn ich kann einfach von vorn anfangen, wenn Du mir hineinredest, und ich den Faden verliere. Und endlich drittens, halte mich bitte nicht für übergeschnappt, denn damit widerlegst Du mich noch lange nicht! Es giebt doch mehr Dinge zwischen . . . u. s. w."

Nun wurde ich aufmerksam:

„Du, der Du zu Häckels Füßen gesessen?"

„Ich kann gar nicht anfangen, wenn Du mich bei den ersten Worten schon unterbrichst!"

Ich blieb schweigsam und nahm mir vor, kein Wort zu sprechen bis er zu Ende sein würde.

„Also Du willst zuhören und mich nicht unterbrechen?"

Ich nickte auf die erste Frage und verneinte die zweite. Mit einem Seufzer warf er sich in einen Stuhl und begann:

„Du weißt, daß ich mich gerade nicht sonderlich viel bisher mit meiner eigenen Person beschäftigt habe. Ich glaube auch nicht, daß mir im allgemeinen nachgesagt werden kann, ich sei Egoist. Das heißt nämlich mehr als man es sein darf, ohne gemeingefährlich zu werden, oder ohne überhaupt von allen anständigen Menschen gemieden zu sein. Ich habe eigentlich meinem „Ich" bisher wenig, herzlich wenig Beachtung geschenkt. Ich kann, glaube ich, heute sagen: zu wenig. Wahrhaftig

Digitized by Google

allen Ernstes: zu wenig. Ich bin nämlich jetzt zur Überzeugung gelangt, daß man sich im Grunde genommen gar nicht genügend mit seinem eigenen Ich beschäftigen kann! Wir alle sollten mehr des Wortes aus der Pennälerzeit gedenken: *γνῶθι σαυτόν*. Wirklich! Da redet man immer darüber, aber keiner thut es in Wahrheit. Selbstzucht wäre ganz schön, aber die Hauptsache ist doch jedenfalls nicht das, sondern ohne Zweifel . . . . . brr . . . brr . . . ja so!"

Ich sah ihn ein wenig erstaunt an.

„Gedanklich bin ich ein bißchen ausgerutscht. Also ich meine: wir alle kennen uns nicht genügend. Nun verstehe ich aber darunter nicht die bloße Selbsterkenntnis, sondern überhaupt — und darauf lege ich besonderen Wert — eine Art Feststellung meines eigenen Ich. Das wird noch gar nicht so gepflegt, daß nicht Verwechslungen vorkommen könnten. Wir müßten eine derartige Sicherheit im Erkennen unserer Person haben, vor allem des inneren, nicht blos des äußeren Ich, daß uns Unsicherheiten gar nicht mehr passiren könnten. Uns wird aber gar keine Sicherheit geboten! Nicht die lumpigste Garantie! Denn schließlich irgendwie müssen wir doch erkennen können, daß wir es wirklich sind!"

Er seufzte schwer auf.

Ich muß gestehen, daß ich ihn durchaus nicht verstand. Ich wollte mir eine nähere Erklärung ausbitten, aber in dem Augenblick, wo ich den Mund öffnete, fuhr er auch schon fort:

„Aber unterbrich mich nicht. Nur das nicht. Du

Digitized by Google

hast es mir ja vorher versprochen, und die geringste Störung könnte mich ganz aus dem Text bringen. Und es ist zu ernst, als daß man so darüber hinweghuschen dürfte . . . Also ich meinte, es sollte uns irgendwie die Möglichkeit geboten werden, unser „Ich" dermaßen festzuhalten, daß ein Irrtum ganz ausgeschlossen ist. Ich erhebe schwere Anschuldigung gegen die Wissenschaft. Ich behaupte, sie hat sich da einer großen, unverzeihlichen Unterlassungssünde schuldig gemacht. Sie hat untersucht und geforscht und alle Geheimnisse des Weltalls angebohrt und das allerwichtigste vergessen: bei uns selbst hätte sie anfangen sollen! Aber daran hat kein Mensch gedacht; das haben sie einfach übersehen. Unsere gesamte Forschung beruht auf Voraussetzungen, die nie bewiesen worden sind. Man hat sich mit dem Menschen eingehend beschäftigt, ohne doch an die Hauptsache heranzutreten. Wir kennen uns selbst nicht!"

Nun machte er wiederum eine Pause, stöhnte und lief mit großen Schritten im Zimmer auf und ab. Da er durchaus nicht weitersprach, so warf ich schüchtern ein:

„Die Anatomie hat . . ."

Er blieb stehen, sah mich starr an und fuhr mir sofort mit den Worten dazwischen:

„Ich habe Dich doch gebeten, mich nicht zu unterbrechen. Gerade aus dem, was Du da anfängst, entnehme ich ganz klar, daß Du keinen Schimmer hast davon, worin eigentlich das ganze Elend besteht! Aber auch keinen Dunst, denn Dein Einwurf von der Anatomie

Digitized by Google

paßt auf das, was ich meine, wie die Faust aufs Auge . . ."

Wieder schwieg er eine Weile und lief im Zimmer auf und nieder. Doch wohlweislich entgegnete ich nun nichts mehr, sondern legte mich im Stuhl zurück und wartete der Dinge, die da kommen sollten. Warum er mich freilich, um mir diese Eröffnungen zu machen, nach Berlin hatte kommen lassen, das begriff ich noch immer nicht.

Er fuhr fort:

„Der berühmte Satz: cogito ergo sum ist meiner Ansicht nach der springende Punkt unseres ganzen Daseins. Nur kommt es auf die richtige Auffassung an. Ich halte an und für sich den Satz für richtig. Und doch ist er falsch, ist er die gefährlichste Höllenausgeburt eines Gehirns! Er ist falsch! Tausend mal falsch! Er kann nicht richtig sein! Ganz unmöglich! Und ich will Dir auch sagen warum: Ich soll sein, d. h. ich soll ich selbst sein, da ich zu denken vermag? Blech! Gut! Angenommen: weil ich denke, so lebe ich. Aber wer bestätigt mir denn, daß ich auch ich bin, und mich nicht jämmerlich täuschte? Wer? Welche Wissenschaft kann mir beweisen, daß ich wirklich Adolf Brück bin, und es mir nicht blos einbilde?"

Jetzt wurde ich stutzig.

„Du siehst mich so an. Nun ich will Dir auch sagen, wie ich auf diesen Gedanken eigentlich gekommen bin. Du weißt, oder auch gut, du weißt es nicht: Ich pflege seit meiner Kindheit zu träumen und zwar ganz deutlich

Digitized by Google

alle Handlungen, die ich im Leben vornehme. Ich bin dabei ganz mein eigener Herr, thue und lasse durchaus, was ich will und nicht will. Denke ganz vernünftig. Soweit mir das überhaupt von jeher möglich war. (Er lächelte müde) Und was mir als Beweis gilt, daß es sich thatsächlich so verhält: ich habe von jeher im Traum vollkommene Willensfreiheit gehabt. Also gar nicht etwa jene albernen Erscheinungen, daß ich beispielsweise nicht hätte laufen können, weil mir Bleigewichte an den Füßen gehangen! Daß ich immer auf der Flucht! Nein durchaus nicht. Ein vollkommen ausgeprägtes Schmerzgefühl habe ich natürlich immer im Traum gehabt.

Vielleicht ist diese ganze Idee, auf die ich jetzt gekommen bin, nur ein unangenehmer Traum!"

Da ich seine Erregung sah, konnte ich mich nicht enthalten lachend hinzuzufügen:

„ . . . gewesen!"

„Gewesen?" fragte er erstaunt. „Nein durchaus nicht gewesen, sondern es ist thatsächlich noch. Wer steht mir dafür, daß ich jetzt wache und nicht dieses alles träume?"

Ich lachte laut auf.

„Ja, lache nur! Auch im Traume höre ich und vernehme ich Lachen. Auch im Traume stelle ich derartige Betrachtungen an. Warum nicht? Cogito ergo — dormio! Vielleicht sum, aber das weiß ich nicht. Ich kann das nicht wissen. Wäre die Wissenschaft weiter, so würde sie mir vielleicht Mittel an die Hand geben können,

Digitized by Google

das festzustellen! Aber sie kann es nicht! Das ist es ja gerade, was ich ihr vorwerfe! Sie hat alle möglichen Lebewesen erforscht, aber giebt keine wissenschaftliche Methode, festzustellen, ob man träumt oder wacht, also mit einem Worte, ob man wirklich „ich" ist, oder nicht. Verstehst Du mich nun?"

Nochmals versuchte ich aus der ganzen Angelegenheit einen Scherz zu machen, doch vergebens. Er sah mich durchdringend mit dunkelglühenden Augen an und nun erst bemerkte ich die außergewöhnliche Aufregung, die ihn beherrschte. Ich wußte nicht recht, was ich dazu sagen sollte, und was thun. Seine erneute Frage brachte mich auf den Weg.

„Dazu habe ich Dich doch zu kommen gebeten! Nur dazu!" — Er faßte mich beim Handgelenk und blitzte mich an. „Also nun frage ich Dich: Träume ich oder wache ich? Bin ich ich oder nicht?"

Ich lachte wohl etwas gezwungen.

Mir kam der Gedanke, scheinbar auf seinen Ideengang eingehend, ihm durch Fragen das Ungereimte und Unsinnige seiner Einbildung klar zu machen. Ein Grübler war mein Freund von jeher gewesen, also warum sollte er, der sich trotz seiner darwinistischen Vergangenheit jahrelang mit dem Versuche eines Beweises der Unsterblichkeit abgegeben, nicht auch auf solche Gedanken kommen?

Ich begann also:

„Du wirst mir einige Fragen erlauben. Dadurch

Digitized by Google

glaube ich Dir helfen zu können, denn am Ende, dazu haſt Du mich doch gerufen!"

„Ja! Ja!" erwiderte er ungeduldig und nahm gegenüber Platz. Er ſtützte die Hand auf und blickte mich mit geſpannter Miene an, wobei allerdings ſein Auge nicht mehr das geringſte Unruhige hatte, ſondern mehr den Ausdruck logiſchen, ſcharfen Denkens zeigte. Ich fuhr fort:

„Alſo Du haſt doch vergangene Nacht geſchlafen?"

„Zeitweilig ja. Allerdings!"

„Wie lange iſt einerlei. Jedenfalls haſt Du doch geſchlafen?"

„Ja. Heute gegen Morgen ſchlief ich ein."

„Du biſt heute früh aufgewacht?"

„Ja!"

„Du weißt genau, daß Du plötzlich, oder je nachdem auch allmählich, nicht mehr ſchliefeſt, und daß Du Dich in Deinem Bett befandeſt?"

„Ja!"

„Du hatteſt alſo vorher geſchlafen und ſchliefeſt nicht mehr, warſt alſo — aufgewacht?"

„Ja!"

„Du ſtandeſt auf und fingſt an Dich zu waſchen und anzuziehen?"

„Ja!"

„Du dachteſt daran, daß ich eintreffen mußte, daß Du mich telegraphiſch gerufen — alles Dinge, an welche Du nicht gedacht, als Du ſchliefſt?"

„Nein! Sehr richtig!"

Nun war ich ſiegesgewiß.

Digitized by Google

„Also gut, demgemäß wirst Du mir zugeben, daß Du Dich in zwei verschiedenen Zuständen befunden hast. Der eine Wachen, der andere Schlaf?"

„Durchaus nicht!"

„Aber erlaube . . . ."

„Durchaus nicht, denn ich kann ebensogut geträumt haben, daß ich das alles durchgemacht hätte. Ich kann Dir nämlich die Versicherung geben, daß ich das Erwachen früh im Bett, worauf Du solchen Wert zu legen scheinst, mehr denn einmal geträumt habe. Wer giebt mir nun also, frage ich, die Sicherheit, daß ich nicht jetzt überhaupt auch träume? Ich sage ja, da müßte die Wissenschaft einspringen. Aber gerade da ist sie vollkommen ohnmächtig. Da läßt sie uns ganz im Stich!"

Ich war verzweifelt, doch ich gab es noch nicht auf. Ich fragte also weiter:

„Aber ich spreche doch jetzt mit Dir?"

„Allerdings!"

„Nun dann kannst Du doch nicht träumen! Aber Mensch, wir stehen doch hier vor einander und jeder redet was er will?"

„Das kann ich ja alles träumen!"

„Aber diese Antwort, die Du jetzt giebst, ist doch Beweis genug! Sie ist gedacht! Vom Momente eingegeben! Du hättest doch auch ebensogut etwas anderes antworten können?"

„Ja natürlich, warum denn nicht?"

„Nun, wenn Du träumtest, wäre doch das nicht möglich!"

Digitized by Google

„Warum nicht? Ich habe oft das Gefühl im Traum, daß ich vollkommen nach Überlegung antworten kann, was ich will. Oder auch gar nicht antworten! Ich sagte es Dir ja: ich habe Willensfreiheit im Traume. Oder ich träume eben, daß ich sie hätte: Wie soll ich da zwischen Traum und Nichttraum unterscheiden?"

Da kam mir ein Gedanke. Ich sah nämlich, als ich Antwort suchend auf die Armlehne meines Polsterstuhles blickte, dort eine Nadel stecken. Damit konnte ich dem guten Adolf sehr schnell zu Bewußtsein führen, daß er nicht träumte. Ich zog also möglichst unbemerkt die Stecknadel heraus und stach sie ihm schnell und unbarmherzig ins Bein. Er schrie, sodaß ich in der Freude über den gelungenen Beweis laut lachte. Er brauste los:

„Laß doch diese albernen Späße! Wirklich zu dumm! Du glaubst wohl, das thut nicht weh?"

„Ich denke du träumst?" rief ich. „Du träumst doch. Da thut es Dir ja eigentlich doch gar nicht weh? Nicht?"

Wieder wurde er ganz ernst:

„Ich habe dir ja gesagt, daß ich auch im Traum vollkommen im Stande bin ein Schmerzgefühl zu empfinden! Genau so deutlich wie im Wachen, nur daß ich eben träume! Der Traum ist ja für mich oft wie die Wirklichkeit! Nicht zu unterscheiden!"

„Ja aber, wenn Du gerade diesen Zweifel so schmerzlich empfindest, so mußt Du doch unter allen Umständen wachen, denn im Traume denkt man doch gar nicht an so etwas!"

Digitized by Google

Da erschreckte er mich mit einer Antwort, auf die ich nichts zu entgegnen wußte:

„Ich bitte Dich: Ich nehme sogar an, daß es nicht unmöglich wäre, daß ich nur im Traum auf solche entsetzliche Gedanken kommen kann, wie ich sie Dir entwickle. Ich bin doch ein leidlich vernünftiger Mensch. Gut, ich halte es für sehr möglich, gerade deshalb, daß ich nur träume. Aber ich bleibe dabei: das cogito ergo sum ist falsch, denn ich denke, und bin höchst wahrscheinlich doch nicht! Ich glaube zu denken ich träumte, daß ich denke, denke aber genau so scharf wie im Wachen. Bitte frage mich irgend etwas, ich will es Dir ganz haarscharf beantworten. Und dabei weiß ich trotzdem nicht, ob ich nicht morgen früh aufwache — und dann ist der ganze Schwindel vorbei. Dann liege ich vielleicht in meinem Bett und lache über den ganzen Unsinn, der mich in diesem Augenblick in die schmählichste Aufregung versetzt."

Ich war selbst in Aufregung geraten. Alles mögliche suchte ich vorzubringen, um ihn zu beruhigen:

„Lieber Adolf. Ich bitte Dich, hier ist doch Deine Wohnung, und hier ist doch Dein Bett. Hier ist doch alles in Ordnung: Du bist bei Dir, und ich bin bei Dir ...."

„Und was soll mir das alles nützen?" jammerte er nur und murmelte vor sich hin: „Cogito ergo sum!" als ob er über den Satz nachdächte.

Endlich kam mir ein Einfall:

„Du, jetzt habe ich den Beweis, um Dich zur Wirklichkeit zurückzubringen! Ich bin Dein alter Freund? — Antworte!"

Digitized by Google

„Ja!"

„Du weißt, daß ich Dich nicht betrügen werde?"

„Ich weiß es!"

„Du hast also vollkommenes Zutrauen zu mir?"

„Ja!"

„Gut, so höre: Mein Verstand ist nicht Dein Verstand. Wir sind zwei vollkommen getrennte Personen. Wir werden nicht alle beide Täuschungen unterliegen?"

Er schüttelte den Kopf.

„Nun so gebe ich Dir die Versicherung, daß ich wache, und nicht träume, daß ich meines eigenen Ichs ganz gewiß bin. Ich kann also nicht in Deinen Träumen eine Rolle spielen, denn sonst wüßte ich doch nichts davon. Also, da ich Dir dieses sage, kann es nicht nur im Traum geschehen. Mithin wachst Du!"

Einen Augenblick schien es, als habe das die gewünschte Wirkung hervorgebracht. Seine Gesichtszüge nahmen einen viel ruhigeren Ausdruck an, er blieb vor mir stehen und blickte mir fest ins Gesicht. Dann aber sagte er plötzlich wieder mit einem traurigen Ton in der Stimme:

„Wenn ich nun aber nur träumte, was Du mir da sagst, daß Du es mir sagst? Kann ich in Dein Inneres sehen? Wer bürgt mir dafür? Wir stecken nicht in Hirn und Körper eines anderen, wir wissen absolut nicht, was in ihm vorgeht, vorgehen wird! Wir können für seine Haltung uns gegenüber nicht bürgen, denn wir wissen nicht, welchen Veränderungen sein Gehirn unterworfen sein kann. Deshalb kann kein Mensch jemand anderem vertrauen als

Digitized by Google

sich selbst. Nicht einmal Vater und Mutter, Frau, Kind! Das ist eine furchtbare Erkenntnis, die nur die wenigsten Menschen errungen haben. Und es ist gut so, denn das Menschengeschlecht ginge zu Grunde, wenn diese Wahrheit bekannt würde. Denn dann müßte man das Wort „Vertrauen" aus dem Sprachschatze streichen! Wie soll ich Dir also trauen? Wie soll ich wissen, ob ich Deine Existenz nicht blos träume?"

Mein armer Freund warf sich in einem Stuhl und weinte bitterlich.

Ich war tief ergriffen! Ich hatte nur eine Lösung: er war irrsinnig geworden.

Plötzlich raffte er sich auf und trat an mich heran. Nun sah ich seine unstät umherrollenden Augen:

„Weißt Du die Probe?"

Ich verstand ihn nicht.

„Die Probe? Ob Du die Probe weißt?"

„Adolf, was meinst Du?"

Er blickte mich lange düster an:

„Es giebt nur eine einzige Probe aufs Exempel. Nur eine Möglichkeit zu ergründen, ob es Traum oder Wirklichkeit ist. Bin ich es nicht, d. h. ist es ein Traum, so wird der schwere Fall nichts anderes sein, als daß ich aufwache und finde mich auf dem Boden vor dem Bett liegen. Oder ich bin tot — dann hat der Traum ein Ende. Jedenfalls weiß ich die Antwort!"

Er kaute in nervöser Hast an seinem Schnurrbarte. Eine furchtbare Ahnung stieg vor mir auf, und sie wurde zur Gewißheit, als er sich plötzlich mir gegenüber an die

Digitized by Google

Wand lehnte und die Arme kreuzend ganz kalt und ruhig sprach:

„Ich werde mich jetzt zum Fenster hinausstürzen. Wir sind drei Treppen hoch, dazu das Hochparterre — unten sind Steinplatten. Mein Tod ist also gewiß. Cogito ergo sum wäre dann bewiesen!"

Was sollte ich thun? Mir schlugen alle Pulse. Hindern mußte ich ihn auf jeden Fall seinen Vorsatz auszuführen, aber ob ich es können würde? Ich wußte, daß er mir an Kraft doppelt überlegen war. Ich mußte also jemand zu Hilfe rufen und ihn bis dahin zu halten suchen. Das Fenster mußte er zuerst öffnen, sodaß es mir gelingen konnte, ihn noch aufzuhalten. Dabei kam mir ein Gedanke. Ich suchte mich möglichst zu beherrschen, dann sagte ich mit aller Ruhe:

„Deine Logik hat doch wieder einmal ein Loch. Wenn Du Dich jetzt aus dem Fenster stürzest und empfindest dabei irgend welche körperliche Erscheinung, so ist das doch kein Beweis, daß Du wachst? Du sagst, Du spürst Schmerzen auch im Traum? Vielleicht träumst Du dann blos Deinen Tod!"

Er blickte mich erstaunt an, immer noch in seiner Stellung mit den gekreuzten Armen. Ich benutzte den günstigen Augenblick, da er zu überlegen schien und fuhr fort:

„Das ist also kein Beweis. Wir wollen uns mal was anderes ausdenken!"

Doch nur für einen Moment schien er stutzig gewesen zu sein, denn plötzlich schüttelte er heftig den Kopf und rief

Digitized by Google

„Wer giebt mir Gewißheit, daß ich Dich nicht blos träume? Du willst mich nur hindern, Gewißheit zu erlangen! Ich soll nicht aufwachen! Wer sagt mir, daß Du nicht eigentlich in Leoni bist? Ich kann nur Gewißheit haben, wenn ich hinausspringe. Entweder bin ich dann tot, dann ist alles aus, oder ich lebe weiter — dann kann ich aber nur geträumt haben, denn wer von der Höhe hinunterfliegt — ist tot — oder aber ich wache auf."

Nun näherte er sich dem Fenster. Ich sprang dazwischen. Zwar wußte ich, daß der Kampf nur ein kurzer und ungleicher sein konnte, aber ich gewann Zeit und brachte ihn vielleicht noch zur Vernunft.

„Laß mich!" rief er mir drohend zu.

Ich griff nach seinem Arm. Er stieß mich vor die Brust, daß ich zurücktaumelte. Ich dachte daran, ihn niederzuschlagen. Wenn es mir gelänge, ihn zu betäuben, so könnte noch alles gut werden. Aber das dauerte nur einen Augenblick, sofort stand mir das Grauenvolle einer solchen That vor Augen, denn ebenso gut konnte ich ihn erschlagen. Aber eine Waffe mußte ich haben. Ich ergriff einen schweren großen Leuchter aus Bronze, der auf seinem Schreibtisch stand und hob ihn, bereit zuzuschlagen, mit den Worten:

„Zurück . . . . oder . . . ."

In der That wich er auch zurück, Schritt um Schritt, bis an die entgegengesetzte Wand. Mit Stentorstimme rief ich um Hilfe, ein, zweimal, dann gab ich es auf.

Digitized by Google

Mich hörte doch niemand. Auch die elektrische Klingel in Bewegung zu setzen, hätte keinen Sinn gehabt, denn sie führte nach hinten, nach der Küche zu, und dort war niemand, wie ich wußte.

Mit einem Handgriffe hatte ich den Fensterriegel erfaßt und möglichst fest zugewirbelt. Vielleicht hätte ich auf die Straße hinabrufen können, aber im selben Augenblick wäre er auch schon am anderen Fenster gewesen und hinab.

„Bahn frei!" schrie er mich an.

Drohend schwang ich den Leuchter:

„Ich lasse Dich nicht hierher."

„Bahn frei!" brüllte er von neuem.

Ich blieb stehen. Sein Rufen ging fort:

„Cogito ergo sum? . . . Bahn frei . . . Beweis!"

Mit einem Ruck hatte er, an der Portière reißend, die Stange von der Thür herabgeworfen und schlug die Rosette auf den Boden, daß sie absprang und die Holzringe mit dem Vorhang zur Erde glitten. Dann nahm er die Stange und schwang sie drohend:

„Lege den Leuchter fort!"

„Nein."

„Eins, zwei, drei," zählte er langsam, dann führte er mit sprühenden Augen einen Schlag nach meiner Hand, der mich, ehe ich ausweichen oder mich auf ihn stürzen konnte, so stark auf den Arm traf, daß er schlaff wie zerbrochen herunterhing. Ich ließ den Leuchter fallen. Von Schmerz überwältigt, war ich keiner Bewegung fähig. Während das nur Sekunden in Anspruch nahm, hatte er

Digitized by Google

die Stange von sich geworfen und war gegen das Fenster gestürmt.

Mit einem Sprunge war er auf dem Fensterbrett, dann machte er kehrt und das hohnlachende Gesicht gegen mich gerichtet, warf er sich mit aller Wucht seines mächtigen Körpers gegen die große Scheibe des Erkerfensters.

Ein furchtbarer Krach: das Glas klirrte und brach, es splitterte und zerstob. Ein paar Splitter flogen wie Pfeile um mich herum; der Boden bedeckte sich mit zerbrochenem Glase.

Die dunkle Masse im Fenster, die das Zimmer verfinstert hatte, war nach außen gesunken und in der Tiefe verschwunden.

Ich hörte keinen Laut mehr.

Wie erstarrt, wie angewurzelt stand ich. Ich hatte meinen körperlichen Schmerz vergessen. Ich vermochte kein Glied zu rühren. Ich lauschte angespannt: ich vernahm nichts. Ich wartete auf das Aufschlagen des Körpers unten — nichts zu hören.

Nur der Himmel blickte durch das Fenster herein. Ich sah ganz deutlich die abstehenden Splitter des Glases die wie ein Spinnwebnetz aussahen: immer größer nach außen die Maschen, immer spitzer die Winkel nach innen zusammenlaufend. Und in der Mitte ein großer, leerer Raum. Eine dicke, brummende Fliege verirrte sich herein.

Die abgebrochene Stange lag auf dem Teppich, daneben der Leuchter, der mir entfallen.

Ich lauschte und lauschte: nichts war zu vernehmen,

Digitized by Google

als von fern Wagengerassel und das ewige Klingeln der Pferdebahn.

Dann summte das Insekt.

Ich wagte nicht an das Fenster zu treten, um hinunterzuschauen.

Ich wußte, daß er Gewißheit erlangt.

Digitized by Google

Einſamer Tod.

Digitized by Google

Digitized by Google

In das Vaterhaus hatten sie ihn gebracht. Dort sollte er sterben. Es war der Mutter Wunsch ihn bei sich zu haben. Dem Kranken war es recht gewesen; er hatte gemeint, wo es geschähe, sei ihm einerlei, der Tod thäte überall gleich.

Nun lag er in Kissen weich gebettet im hohen, düsteren Zimmer, mit von der Zeit gebräunten Ledertapeten, die etwas finsteres, strenges dem Raume gaben.

Neben ihm stand die Mutter, ganz in Schwarz, und strich ihm das widerspenstige Haar aus der Stirn.

Er hob den Kopf zu ihr:

„Wie herrlich es draußen ist! Du wirst einen schönen Frühling haben!“

„Ich mein Kind? Wir! Wir Beide!“

„Nein Mutter: ich nicht! Ich erlebe ihn nicht mehr.“

Ihr Gesicht ward starr:

„Sage das nicht! Ich bitte Dich, sage das nicht!“

„Aber ich fühle es doch!“

Sie schlug das dunkle, ein wenig harte Auge gen Himmel:

„Gott wird Dir helfen!“

Digitized by Google

Der Kranke lächelte müde und schüttelte den Kopf:

„Gott?“

Angstvoll faßte sie seine Hand:

„Glaubst Du nicht an Gott?“

Er gab keine Antwort. Mit flehendem Ausdruck fragte sie noch einmal:

„Glaubst Du nicht an Gott?“

Und als er schwieg, fast drohend:

„Das ist unmöglich! Du mußt an Gott glauben.“

Ganz leise kam es, aber entschieden von des Sohnes Lippen:

„Ich weiß, was ich denke, Mutter, aber ich will Dir nicht wehe thun!“

„Du glaubst nicht! Kind, ich bitte Dich, sage es mir, daß Du glaubst!“

„Und was soll es helfen?“

„Gott ist barmherzig, er wird Dich gesund machen!“

Wieder schüttelte der Kranke leise den Kopf und wieder bat die Mutter:

„Sage mir, daß Du an Gott glaubst!“

Aber er antwortete nur einfach:

„Soll ich lügen, noch ehe es aus ist?“

„Aus? Kind, Du darfst nicht sterben, Du darfst mir nicht genommen werden!“

Sie kreischte es fast und warf sich über den Sohn mit angstvollem Schrei. Und er sprach beruhigende Worte zu ihr.

Das Fenster, an dem der Kranke lag, ging auf den

Digitized by Google

Schloßpark hinaus, mit weitem Blick durch Eichengrün auf Wiesenflächen, die friedlich in der Mittagssonne zu schlummern schienen. Vogelgezwitscher klang herein und würzige, kräftige Waldluft wehte herüber. Er sog sie ein mit wonniger Miene, und sein Auge schweifte hinaus in die keimstarke, wachsende Landschaft, von der er wußte, daß er bald Abschied von ihr nehmen würde. Aber er war gefaßt. Er hatte mit sich selbst schon die Abrechnung gemacht. Nur, daß er der Mutter Kummer bereiten sollte, das bedrückte ihn. Und da sie noch immer fragte, suchte er ihr Mut zuzusprechen:

„Mutter, es ist nicht so schlimm zu gehen. Ich weiß, daß es aus ist! Ganz bestimmt. Ich bin stark, nur mußt Du gut sein, und mir's nicht schwer machen."

Starren Auges blickte sie ihn an. Sie fand keine Thräne. Doch als er weiter sie leise tröstete, sagte sie endlich:

„Gott wird mein Gebet erhören und Dich mir lassen. Und wenn . . . wenn . . . er Dich einmal . . . abruft . . . so finden wir uns oben wieder!"

Einen Augenblick wurde der Kranke erregt und hob sich in den Kissen. Es machte ihm Anstrengung zu sagen was er empfand. Er war müde geworden vom Sprechen. Nun rang er mit den Worten, doch ein Hustenanfall überkam ihn und er konnte nur noch stumm mit dem Haupte verneinen. Dann sank er erschöpft zurück.

Die Mutter ließ seinen Arm nicht los. Sie flehte in furchtbarer Seelenangst:

„Kind! Sage es mir. Du glaubst nicht an ein

Digitized by Google

Jenseits? Wenn ich das denken müßte! Du glaubst nicht an ein Leben nach dem Tode?"

Er war wieder ganz ruhig geworden. Die großen Augen, die übermächtig aus seinem blassen Antlitz glühten mit ihrem todesgezeichneten Blick, ruhten milde, versöhnlich, fast mit einem Zuge des Mitleids auf dem Gesicht der Mutter vor ihm. Und nun sprach er mit ganz heiserer Stimme, ohne sich zu ereifern, und immer mit bittendem Ausdruck, sobald sie sich erregte:

„Was wißt Ihr vom Jenseits? Wozu? Ich nehme Abschied von Dir — hier. Wir sehen uns nicht wieder. Ich bin nichts mehr, wenn ich gegangen bin, als ein Haufen Staub."

Und dann sagte er es ihr mit milden, zu Zeiten beinahe erlöschenden Worten, wie sehr er sich sehne nach dem Sterben, wie er nichts anderes mehr begehre als zu gehen. Sagte ihr, daß er keine Furcht hätte, daß er fest und froh sei und ruhig scheiden wolle. Nur um das flehte er sie an: sie möge stark sein wie er und ihm nicht sein letztes Stündlein bitter machen.

Aber immer bat die Mutter an seiner Seite, daß er nicht so etwas reden solle und erklärte ihm, daß sie Gott auf den Knieen bestürmen wolle, ihr den Sohn zu lassen.

Da ward er endlich schwach und müde bei ihren Bitten, und um nur Ruhe zu haben, gestand er ihr daran denken zu wollen, es sei möglich, daß er noch zu leben hätte. Dann wendete er sich nach der anderen Seite und fiel in tiefen Schlaf.

Die Mutter aber blieb an seinem Lager sitzen in

Digitized by Google

brünstigem Gebet und rang mit ihrem Gott, um das Leben des Sohnes.

* * *

Es war Nacht geworden und der Arzt eben gegangen, den der Kranke nicht gesehen, weil er noch ruhte und im kräftigenden Schlummer nicht gestört werden sollte. Die Mutter wachte am Bett des Sohnes, auf seine wachsbleichen Züge ihre Blicke geheftet. Das Nachtlicht warf ungewissen Schein. Gespenstisch spielte an der dunklen Decke der helle Lichtkreis. Tiefe Stille herrschte im Schloß. Da schlug er die Augen auf und sie faßte seine schweißkalte Hand.

„Kind, wie geht es Dir? Ist es Dir besser?"

Er nickte langsam, denn er fühlte sich schmerzfreier dem Ende zu. Ihm war es, als könne es nun nicht mehr lange dauern, als müsse es bald kommen, als solle er bald glücklich werden. Und er sagte es der Mutter.

Sie schrie auf im Schmerz und tastete nach seiner Brust, und befühlte seine Stirn und bat, er möge bei ihr bleiben und flehte und betete und weinte und rang, und beschwor ihn zu bekennen, daß er an Gott glaube, und bestürmte ihn um die Antwort, daß es ein Jenseits gäbe, und kämpfte mit dem Kranken und bedrohte und zwang ihn, bis es endlich im Angstruf stöhnend von ihm kam:

„Mutter, wenn ich nicht schon wüßte, daß es zu Ende geht: das würde es machen."

Doch sie bedrängte ihn weiter:

Digitized by Google

„Kind, ich darf nicht, ich kann nicht anders. Ich könnte nicht selig werden, wenn ich mir vorwerfen müßte, ich hätte nicht alles gethan, um meinen Sohn im Glauben zu erhalten!“

Der Kranke stöhnte nur tief und schmerzlich. Immer bat sie weiter:

„Mit welchem Gesicht sollte ich vor Gott treten! Ich flehe Dich an, sage mir, daß Du glaubst!“

Er atmete heftig, daß es den siechen Körper zuckend durchfuhr. Doch sie bestürmte ihn fort und fort:

„Glaubst Du an ein Jenseits?“

Er schwieg.

„Glaubst Du? Gott wird Dir alles verzeihen, er ist allbarmherzig. Er wird Dir helfen? Wenn Du an ihn glaubst! Sage es mir!“

Das Flehen der Mutter quälte sein Ohr. Endlich entrang es sich ihm:

„Laß mich, Mutter, bitte, bitte!“

Aber sie ließ ihn nicht:

„Ich kann nicht! Ich darf nicht! Wird die Seele meines Sohnes nicht einst von mir gefordert? Wird der Herr mich nicht fragen: Was hast Du aus deinem Kinde gemacht?“

Und sie warf sich über ihn, die dunkle, asketische Gestalt, als wollte sie die Seele aus seinem Körper reißen.

„Mutter . . . laß mich . . . laß mich . . . Du thust mir weh . . .“

Doch sie hörte nicht auf ihn. Tief, drohend klang ihre Stimme:

Digitized by Google

„Du mußt glauben! Hörst Du, Du mußt!"

Wilder Trotz bäumte sich in ihm auf und er kreischte heiser, mit erlöschendem Atem:

„Laß mich sterben, Mutter! Du hinderst mich am Sterben!"

Sie sah ihn an mit Augen voller Schrecken, starr und groß:

„Kind, Du darfst nicht sterben! So nicht! Du sollst selig werden!"

Er antwortete nicht. Sie quälte ihn weiter:

„Kind, Kind, mein einziges, das ich habe, Kind, sage mir, daß Du an die ewige Seligkeit glaubst!"

Alle Kraft nahm da der Kranke zusammen und reckte sich hoch, soweit er noch konnte und stieß die Mutter von seiner Seite, und zischte mit letzter Anstrengung:

„Mutter . . . laß mich sterben."

Sie wich zurück. Am Fußende des Bettes blieb sie stehen. Wie im Krampf faltete sie die Hände und stammelte:

„Mein Gott, mein Gott, der Du mir noch immer geholfen, hilf mir . . . laß mir mein Kind . . . Hilf mir . . . hilf mir . . ."

Dann erstarb ihr Gebet in heißen Bitten, und sie trat wieder an den kranken Sohn heran, und fragte ihn laut und feierlich, daß es hohl klang in der Stille der Nacht, in dem weiten, deckenhohen Zimmer:

„Mein Kind, sage es mir: Glaubst Du an Gott?"

Hastig wollte sich der Kranke erheben, doch er ver-

Digitized by Google

mochte es nicht. Nochmals tönte ihre Frage, und aus dem Laut zitterte wilder Schmerz:

„Glaubst Du an Gott?"

Seine todesmatte Seele kämpfte mit der Lüge. Er wollte stark bleiben, aber die Kraft war von ihm gewichen. Eine brennende Sehnsucht fühlte er allein zu sein. Nur allein . . . allein . . . allein . . . Und es kam ihm der Gedanke, die Mutter noch glücklich zu machen vor dem Ende, daß sie ruhig leben könnte, und das Bild des Sohnes verklärt in ihr bliebe, den sie nie wieder sah. Und ihm schien die Lüge das letzte Vorurteil. Als zum dritten Mal bebend in Klagen die Frage klang:

„Glaubst Du an Gott?"

Da sagte er mit lächelnden Lippen, bestimmt und fest das Wort der Lüge:

„Ja, Mutter!"

Und er wandte erschöpft den Kopf. Noch fühlte er die dankbrennenden Lippen der Mutter auf seiner Wange, dann nahm ihm der Schlaf die Besinnung.

Sie beugte sich über den Sohn und lauschte seinen Atemzügen. Ein Freudenschimmer verklärte ihr Gesicht und sie verließ auf den Fußspitzen das Gemach des Schlummernden.

In der Kapelle unten, die an den Schloßflügel stieß, lag sie auf den Knieen und dankte ihrem Gott, der das Herz ihres Kindes gewendet und dann rechtete sie mit ihm um sein Leben in stürmendem Gebet.

* * *

Digitized by Google

Der Kranke war erwacht. Der Tod ſtritt um ſein Leben. Heftig war die Schlacht, das Ende ſchwer. Aber er kämpfte ehrlich und tapfer ohne tröſtendes Gaukelſpiel einer Hoffnung, allein in dem Schweigen der Nacht. Ganz allein. Im Dunkel, denn das Licht war verlöſcht.

Als der Tag durch die Scheiben brach, ſaß die Mutter neben dem Stück toter Natur, das einſt ihr Sohn geweſen und haderte mit ihrem Gott.

Im Schloßhof aber teilten es ſich die Diener mit.

„Der junge Graf iſt zu ſeinen Ahnen gegangen,“ ſagte feierlich der Kutſcher, der ſchon vierzig Jahr im Dienſt der Familie ſtand, und ſeine Frau, die Köchin, ſchlug ein Kreuz:

„Gott hab ihn ſelig!“

Doch der Stallburſche lachte:

„I! Der gloobte ooch an niſcht!“

Digitized by Google

Warum weinen?

Digitized by Google

Gestern abend hat es mir nun endlich der Arzt gesagt, daß sie sterben muß.

Ich habe die Nachricht ganz ruhig aufgenommen, denn ich hatte ihm versprochen fest zu sein, ein Mann zu bleiben, nur daß er mir die Wahrheit nicht vorenthielte. Aber als er nun die schweren Worte zu mir sprach, die paar kurzen Silben, ohne Einkleidung und Umschweife: „Ihre liebe Frau wird bald erlöst sein," da war es mir doch, als ob meine Seele auseinanderbräche. Stumm habe ich ihm die Hand gegeben, der das Todesurteil fällte, dann ist er gegangen. Er sah mir nicht mit einem Blick in die Augen, er fürchtete sich. Sein Herz ist weich wie das eines Kindes.

Als sich die Thür hinter ihm geschlossen, bin ich noch schnell in mein Zimmer gehuscht und habe die Portièren fallen lassen. Die arme Kranke sollte mein Weinen nicht hören. Dann habe ich an meinem Schreibtisch gesessen, den Kopf auf die verschränkten Arme gelegt, und habe geschluchzt wie ein Knabe.

Die Wärterin kam herein auf den Zehen schleichend: „Die gnädige Frau schläft," flüsterte sie mir zu. Mein

Digitized by Google

Gesicht hat sie gar nicht gesehen, denn gleich war sie wieder hinaus, am Lager zu wachen. Ich wußte, daß sie mich rufen würde, sobald die arme Grethe meiner bedürfte.

Ich habe diese ganze Nacht nicht geschlafen. Wie soll ich die Augen zuthun, wenn ich weiß, daß mein Bestes auf dieser Welt in kurzem von mir genommen werden soll? Jetzt sind die Sekunden kostbar, denn bald brauche ich nicht mehr mit der Zeit zu rechnen, dann ist mir alles, alles gleich. An was ich diese Nacht gedacht habe, wie es möglich gewesen ist, daß die lässigen Stunden vorübergingen, das fasse ich jetzt kaum mehr.

Nun ist es Morgen. Grethe ist noch immer nicht erwacht, aber ich kann mich jetzt nicht mehr bezwingen, ich muß einmal hinübergehen und sie sehen. Ich muß ihr ins Gesicht schauen. Ich muß diese lieben Züge betrachten und sie mir in die Seele prägen immer tiefer noch, die doch schon darin eingegraben sind unauslöschlich. Ich weiß ja nicht wie lange ich sie noch besitzen werde. Und ich gleite leise über den dicken Teppich, der meinen Tritt verschlingt nach dem weiten, hellen Hinterzimmer, das wir ihr zur Krankenstube eingerichtet haben, weil es den Ausblick nach dem Garten hat. Die schöne, frische, würzige Frühlingsluft kann ihr gut thun, wenn wir das Fenster öffnen dürfen. Durch unser Schlafzimmer muß ich, wo ich nun allein liege, seitdem Grethe hinübergebracht worden ist. Es sieht so kalt und frostig aus, so öde und tot. Ich schauere zusammen, wenn mein Blick die leere Stelle trifft, neben meinem Bett, wo das ihre gestanden.

Digitized by Google

Ich weiß ja nun, daß sie immer leer bleiben wird. Die dort an meiner Seite geschlummert, wird bald die Augen zuthun, um sie nie wieder zu öffnen. Wie mir der Gedanke kommt, muß ich noch einmal halt machen. Ich kann nicht mehr weiter. Am Stuhl an der Thür sinke ich in die Kniee und schlage die Hände vor das Gesicht. Aber ich muß stark bleiben, ich darf nicht rote, verweinte Augen haben, sonst fragt die arme Grethe danach und ängstigt sich warum ich geweint habe. Schnell fahre ich noch einmal mit dem nassen Schwamm über die Augen und kühle das brennende Antlitz.

Den langen Gang geht es hinunter und den dicken, braunen Friesvorhang, den wir angebracht um den Schall zu dämpfen, schiebe ich vorsichtig zurück, ganz langsam, damit die Ringe nicht auf der Eisenstange schurren. Dann greife ich nach der Klinke, behutsam drücke ich sie nieder und schleiche mich in das „weiße Zimmer," wie wir es nennen, nach der Farbe der Tapete. Es ist so hell und freundlich, es muß einen Kranken aufrichten und erquicken. Grethe freute sich immer so über das Lichtvolle des Raumes in der ersten Zeit, wo sie noch immer bei Besinnung war und voller Hoffnung zu genesen. Nun weiß sie gewöhnlich nichts von sich. Es ist oft zweifelhaft, ob sie mich erkennt.

Und ich trete ein. Es ist halbdunkel noch, das Licht durch die geschlossenen Läden gedämpft. Bloß am Kopfende des Bettes, aber so, daß er die Kranke nicht stört, spielt ein Sonnenfleck, den der Holzverschluß durchgelassen. Es ist fast still im Zimmer, nur eine dicke Fliege brummt

Digitized by Google

an den Scheiben und man hört von Zeit zu Zeit das Geräusch, wenn sie gegen das Glas des Fensters prallt. Dann vernimmt man die tiefen Atemzüge der Schlummernden, neben der die Wärterin sitzt, die kaum aufgeblickt, als ich eingetreten. Ich wage nicht mich zu rühren, an der Thür bleibe ich stehen und starre nach dem lieben Gesicht dort drüben in den Kissen. Nur das Profil hebt sich ab von dem Weiß der Tücher.

Könnte ich es küssen, dürfte ich noch einmal die Lippen auf den meinen fühlen! Mich beschleicht unbezwingliche Sehnsucht, doch ich muß mich überwinden, ich darf sie ja nicht wecken.

Sie wendet sich nach der anderen Seite. Nun wird sie erwachen. Ich fürchte mich, daß ich zuviel Lärm gemacht habe beim Eintreten und ihr nun das Beste raube, was sie hat, so lange sie noch unter uns bleiben darf: ihren ruhigen, schmerzlosen Schlaf. Ängstlich passe ich auf jede ihrer Bewegungen. Mir scheint es als atme sie nicht mehr so tief und gleichmäßig. Und nun nimmt sie plötzlich den Arm fort und wirft ihn herum. Die schmale, blutleere, schmächtige Hand, wie aus Wachs geformt, bleibt auf dem Deckbett liegen. Sie ist so eingefallen, die Finger sind so dünn geworden, alles Fleisch ist davon, stark treten die Gelenke hervor und der einfache goldene Reif, der uns vor nun noch nicht einem Jahre verbunden, sitzt lose auf dem zarten Knöchelchen, nach vorn gerutscht, da er viel zu weit geworden ist in der Krankheit. Er wird abfallen binnen kurzem, ich habe ja nun die Gewißheit.

Auf einen Wink macht mir die Wärterin Platz und

Digitized by Google

durch Zeichen verständigen wir uns, daß ich das Amt übernehme und sie sich drüben im anderen Zimmer hinlegen soll, um sich zu erholen nach der langen Wache der Nacht. In zwei Stunden kommt ja auch die andere, die sie ablöst für den Tag. Unhörbar schleicht die müde Frau nach der Thür und huscht hinaus.

Ich bin allein mit meiner Grethe.

Noch immer kann ich es nicht glauben, daß sie sterben muß. Warum? Warum muß uns immer und immer das Schicksal das Glas vom Munde schlagen, wenn wir endlich einmal trinken wollen, nachdem wir Jahre geschmachtet? Warum ist es im Gange der Natur vorgezeichnet, daß ein bestimmter Teil derer, die ihren Gesetzen folgend ihr Geschlecht forterben, das Leben des neuen, jungen Menschenkeimes mit dem eigenen bezahlen müssen? Und sie hat ihr Kind kaum 24 Stunden besessen! Warum müssen wir auseinandergerissen werden, nachdem wir uns kaum gefunden?

Mir ist so bitter zu Sinn, so unsäglich hoffnungslos! Mich faßt wieder einmal wie ein wilder Krampf der Jammer über die Ungerechtigkeit des Daseins.

Aber bald werde ich ruhiger. Ich habe noch immer Hoffnung. Der Arzt kann sich irren, er weiß es gewiß nicht bestimmt. Und mir ist es als müßte ich meiner armen Grethe schmale, kleine Hand fassen und sie mit Küssen bedecken, sie halten, halten, damit sie bei mir bleibt und mich nicht allein läßt.

Der Doktor hat gesagt, wir sollen ihn rufen, sobald eine Krise eintritt. Er hat gemeint, der Schlummer würde nicht bis zum Morgen anhalten. Nun hat er sich

Digitized by Google

doch getäuscht und sie schläft noch. Vielleicht ist das Besserung. Wir brauchen noch nicht alle Hoffnung aufzugeben. Ich kann es ja nicht fassen, daß es nun bald alles aus sein soll, ganz aus! Und nun vermag ich mich nicht mehr zu halten . . . ich weiß ja nicht, wie lange sie mir noch bleiben wird . . . vielleicht könnte der Arzt doch Recht haben mit seinen Worten von gestern abend . . . küssen muß ich sie noch einmal.

Und ich fasse nach ihrem Händchen und presse die brennenden Lippen darauf, ganz leise, ganz vorsichtig und behutsam. Sie wird nicht erwachen, ihr Schlaf ist so tief . . . Doch da wirft sie sich herum und wendet langsam den Kopf und entzieht mir mit einem Rucke die Hand.

Ich erschrecke über mich selbst . . .

Nun geht noch dazu die Thür auf und der Arzt tritt ein. Ich mache ihm ein Zeichen, daß er stehen bleiben soll, aber er ist ein wenig kurzsichtig, er bemerkt mich nicht. Da erhebe ich mich. Grethe ist erwacht. Sie blickt mich groß und starr an, doch ihre fieberglänzenden Augen haben etwas abwesendes: kein Freudenschimmer auf ihren Wangen. Sie preßt den Mund zusammen, dann geht er auseinander, und sie lallt irgend etwas . . . „Trinken" glauben wir endlich zu verstehen. Ich führe ihr das Glas mit dem fieberlindernden Trank an die heißen, trockenen, aufgesprungenen Lippen.

Die Wärterin, die hinter dem Arzte hereingekommen ist, stützt ihr ein wenig den Kopf und in gierigen Zügen saugt die Kranke das kühlende Naß ein. Wieder streift

Digitized by Google

mich ihr Blick, aber ihre Augen gleiten an mir vorbei ohne Erfassen, ohne Verständnis: sie erkennt mich nicht. Ja sie wehrt sogar meine Hülfe von sich, sie entwindet mir ihre Hand. Der Arzt drängt mich zur Seite. Ich soll es der Wärterin überlassen die Kranke zu pflegen, ihr die Kissen zu rücken. Meine Hand ist zu ungeschickt, zu grob . . . ich verstehe die stummen Wünsche nicht . . . ich, der ich sonst den leisesten Wink meiner Grethe erraten . . .

Mir ist es, als sei sie mir nun schon zum Teil entrückt, als gehöre sie mir nun zur Hälfte nicht mehr . . . Eine Fremde vermag mehr als ich, eine Fremde ist besser für sie, versteht sie und kann ihr nützlich sein . . . ich kann ihr nichts helfen.

Der Arzt läßt die Läden öffnen. Es soll Licht um sie werden, da sie vom Schlummer erwacht ist. Die Wartefrau, die seit Jahren die Regungen der Leidenden ahnt, hat gesagt, meine arme Grethe fürchte sich vor dem Dunkel. Ich selbst schlage die Fensterläden zurück. Dazu bin ich noch gut. Der helle, junge Tag flutet herein. Er taucht das ganze Zimmer in Licht, so still, so heimlich, so friedlich. In jeden Winkel dringt die Sonne, sie spiegelt auf dem Tisch, auf der Holzwand des Bettes, sie beleuchtet die schneeweißen Kissen, in denen die Kranke liegt und draußen im Garten strahlt sie zauberisch auf Blumen und Sträucher und lacht vom jungen, frischen Grün und bedeutet Wärme und Leben!

Leben! Leben! Und hier drin ist sie, die auch leuchtend und strahlend war im Schmuck ihrer Jugend . . . zum

Digitized by Google

Tode bestimmt! Warum muß das sein? Ich kann es nicht begreifen!

Der Arzt tritt an sie heran, er mißt die Temperatur, fühlt nach dem Herzschlage und flüstert mit der Wärterin. Dann giebt er mir ein Zeichen zu gehen. Wir werden draußen mit einander reden. Ich schreite den Gang zurück. In meinem Zimmer erwarte ich ihn in meinem Stuhl vor dem Schreibtisch sitzend. In der Mitte auf der Platte, wo die notwendigsten Bücher zu meiner Arbeit stehen — sonst ist alles vollgestellt — ist nur ein einziger Platz frei gelassen für meiner armen Grethe Bild. Es ist groß und so treu, so ehrlich. Nur das Schelmische fehlt, das sie immer hat, wenn sie mich freundlich anblickt. Die Züge sind ein wenig ernst, so wie sie jetzt ist, wo kein Lächeln mehr ihr liebes Gesichtchen verklärt.

Ich muß weinen.

So überrascht mich der Arzt. Ich fahre erst auf, als ich seine Hand auf der Schulter fühle. Und ich bitte ihn wieder wie gestern abend mir die volle Wahrheit zu sagen. Leise spricht er, mit tiefer Stimme:

„Es geht zu Ende. Seien Sie stark. Sie wollen es ja hören. Die volle Wahrheit. Ich würde Ihnen vorschlagen, die kommen zu lassen, die von Ihrer lieben Frau Abschied nehmen wollen!"

Dann rät er mir noch, nicht zu oft hinüberzugehen. Unruhe sei nicht gut für die Kranke und es wäre möglich, daß sie mich doch noch erkennen könnte und sich dann erregte. Die Wärterin würde mich rufen, wenn es schlechter ginge und ich solle dafür sorgen, daß immer jemand

Digitized by Google

bereit wäre, ihn zu benachrichtigen, falls eine Krise einträte. Dann giebt mir der Gute noch an, wo er sich während der nächsten Stunden befinden wird, damit wir ihn sicher erreichen:

„Am Nachmittag komme ich noch einmal wieder und dann heute abend. Ändern, helfen kann ich nichts mehr!"

Er ist hinaus. Ich sinne noch immer über das nach, was er gesagt hat. Ich will nun das Telegramm aufsetzen, das die Mutter ruft. Ich darf sie nicht zu sehr erschrecken, muß sie langsam vorbereiten. So werfe ich denn aufs Papier:

„Grethe sehr krank. Erwarte Dich."

Ob ich die Anderen auch kommen lassen soll, ich weiß es nicht in meinem Kummer, doch schließlich entscheide ich mich dafür, daß es besser ist, wenn nur sie da ist, nur Mutter. Grethes Eltern sind tot.

Ich wage es, selbst aufs Telegraphenamt zu gehen, wenn ich auch auf die eine halbe Stunde das Haus verlassen muß. Das Schicksal kann ja nicht so hart mit mir verfahren, sie muß mein bleiben. Und dann wird es mir gut thun. Hier in meinem Zimmer sitzen zu müssen, und kein einziges Mal hinüber dürfen, das ist zu viel für mich, ich kann es nicht.

Wohlthätig schlägt mir die Luft der Straße entgegen und kühlt mir die brennende Stirn. Ich atme tief aus vollen Lungen. Ich eile so schnell ich in dem Straßengewirr vorwärts kommen kann, immer in der zehrenden Furcht doch meine Grethe nicht wiederzusehen. Aber so darf sie nicht von mir genommen werden, so

Digitized by Google

kann sie das Leben nicht verlassen, allein, ohne mich, der nun ein Jahr hindurch jede Minute mit ihr geteilt. Die Hoffnung stärkt mich von neuem.

Als das Telegramm aufgegeben, eile ich in rasendem Laufe zurück. Mir ist bang geworden, ich fürchte nie wieder gut zu machendes begangen zu haben, als ich das Haus verließ. Wie ich wieder eintrete, ist meine erste Frage nach der Kranken. Das Mädchen sagt mir, daß sie schläft. Erleichtert atme ich auf. Ich versage mir den Wunsch, Grethe zu sehen. In meinem Zimmer setze ich mich in eine Ecke und hänge meinen Gedanken nach. Entsetzlich langsam schleichen die Stunden hin. Endlich versuche ich zu lesen, aber nach ein paar Zeilen muß ich wieder von vorn anfangen, ich kann mich nicht sammeln, immer schweift die Aufmerksamkeit davon. Es quält mich plötzlich, daß ich so lange nichts von meiner Grethe hörte. Warum erfahre ich nicht wie es ihr geht? Und ich kann nicht anders: ich laufe bis zum Zimmer der Kranken. Dann horche ich. Kein Laut. Sie schläft also noch. Wenn es nicht wäre, müßte mich die Wärterin doch rufen. Da gehe ich zu meinem einsamen Schreibtische zurück.

Wieder verstreicht eine bange, lange Stunde. Endlich erlöst mich der Arzt. Er fragt, ob die arme Grethe noch nicht erwacht sei. Und als ich es verneine, huscht ein freundlicher Zug über sein ernstes Gesicht:

„Ihre liebe Frau hat nicht viel zu leiden. Es ist gut so! Aber ich muß doch noch einmal hinter gehen. Ich will mit der Wärterin sprechen."

Digitized by Google

Ich wage es nicht zu bitten, daß ich mit darf. Er würde es schon sagen, wenn er es erlaubte. Und er hat meinen Blick verstanden:

„Nein! Bitte, bleiben Sie hier. Gleich bin ich wieder da."

An der Thür bleibe ich stehen und horche hinaus, wie sein Tritt den Gang hinunter verhallt, dann sehe ich noch einen Lichtstrahl für einen Augenblick, als er ins Krankenzimmer tritt. Und nun ist alles wieder still.

Ich warte ohne mich zu bewegen, bis er wiederkommt. In den paar Minuten, denn länger dauert es nicht, schießen mir tausend Bilder und Gedanken durch den Kopf. Zuerst düstere Ahnung und Befürchtung. Mir ist es, als träte ich in das weiße Zimmer mit dem Arzte zugleich. Die arme Grethe liegt in ihren Kissen regungslos mit geschlossenen Augen. Und ich finde, daß sie besonders blaß und eingefallen ausschaut, wie noch nie zuvor. Als ich genauer hinblicke, bemerke ich, daß die Lider doch nicht ganz zu sind: ein schmaler Streif des Augapfels ist sichtbar, aber so glanzlos, so gebrochen. . . . Die Lippen stehen halb offen, ein wenig das Kinn zurückgefallen . . . ein verzerrter, scharfer Zug am Mundwinkel . . . sie ist tot . . .

Zitternd fahre ich zusammen. Ich muß es mir sagen, daß es ja nicht wahr ist, daß ich ja noch gar nicht in das Krankenzimmer getreten bin. Plötzlich überkommt mich wieder glühende Hoffnung. Ich denke an den Sommer, wo wir unsere Reise nach der Mitternachtssonne machen wollen. Das planen wir ja, seitdem wir verheiratet sind.

Digitized by Google

Es ist unser wiederkehrendes Gespräch, fast jeden Tag. Immer, wenn wir daran dachten etwas zu kaufen, war es die arme Grethe die sagte: „Wir müssen sparen, damit wir den Sommer die Reise machen können." Und dann ließen wir es. Sie aber legte jedesmal ein kleines Geldstück in ihre Sparkasse. Was sie so gesammelt hat, das will sie mir als Beisteuer zur Reise geben. Es wird nicht viel sein, denn sie nahm es von dem, was sie monatlich für ihren Anzug bekommt, und viel Staat kann sie nicht machen, denn bei uns ist alles knapp zugeschnitten.

Ich sinne nach, ob es nicht besser wäre, wir gingen diesen Sommer irgendwohin an ein stilles Plätzchen, wo sich die arme Grethe ausruhen kann von der Krankheit. Vielleicht ist es ja auch nur ein Traum unsere Reise nach Norwegen, denn das Krankenlager verschlingt viel Geld. Wir werden wohl noch ein paar Jahre warten müssen. Doch das schadet nichts. In unserem Nest ist es warm und behaglich. Ich begehre nichts besseres. Meine Grethe an meiner Seite, still mit häuslicher Arbeit beschäftigt, während ich schreibe, oder mit mir plaudernd, wenn ich einmal die Feder aus der Hand gelegt habe müde vom Denken, was giebt es schöneres für mich? Ich freue mich so darauf, wenn sie mir wieder ihre kleinen häuslichen Sorgen mitteilen wird, wenn sie mich zu Hilfe ruft, weil die Abrechnung im Küchenbuch um ein paar Pfennige nicht stimmt.

Ich sehe meine Grethe vor mir, wie sie sich freut, in die Hände klatscht und wie ein Kind tanzend um mich

Digitized by Google

herum springt, wenn ich ihr vorgerechnet habe, daß sie nur eine Zahl falsch gelesen hat und alles in schönster Ordnung ist.

Da beugt sie sich zu mir nieder, wenn ich, den Bleistift in der Hand noch vor dem Küchenbuche sitze, und legt mir die Arme um den Hals, und küßt mich auf den Mund und die Wangen und lacht und jubelt . . .

Ich fahre aus meinen Gedanken auf: heller Lichtschein dringt zu mir durch den Gang aus dem Krankenzimmer. Der Arzt schiebt den Vorhang bei Seite. Er geht mir entgegen. Die Thür läßt er offen. Das muß etwas besonderes bedeuten. Sie ist wach, außer Gefahr. Meine liebe, liebe Grethe! Und ich frage ihn, mit vor Freude halb erstickter Stimme:

„Kann ich kommen? Geht es gut?"

Er giebt keine Antwort? Nun erst sehe ich ihm ins Gesicht. Sein Auge blickt ernst, fest sind seine Lippen aufeinandergedrückt. Ich frage nochmals, aber dieses Mal unsicher und zitternd:

„Kann ich kommen?"

Und er antwortet traurig mit tiefem Laut, aus dem Mitgefühl und Leid bebt:

„Ja. Nun können Sie kommen!"

Jetzt weiß ich es. Es ist kein Zweifel mehr. Ich finde kein Wort, ich wage nicht einzutreten. Mir ist es, als würde mich dort drinnen Übermenschliches erwarten, dem ich nicht gewachsen bin. Ich will, ich kann es noch nicht glauben, doch ich vermag den Arzt

Digitized by Google

auch nicht noch einmal zu fragen, um die Wahrheit zu hören.

Das Licht dringt unerbittlich grell und scharf aus der geöffneten Thür in den Gang, blendend, die Augen schmerzend, die noch nicht sich an den plötzlichen Wechsel gewöhnen konnten. Ich höre halblautes Sprechen aus dem Zimmer tönen, es ist die Wärterin, die betet. Ich weiß, nichts kann mir nun mehr helfen, ich muß Mut fassen und an das Bett treten, wo die Überreste liegen, die einst mein Bestes waren auf dieser Erde.

Der Arzt redet mir zu, ich soll tapfer sein und mit ihm kommen. Ich schüttele nur langsam den Kopf, ich bin zu feige, ich kann nicht. Da umfaßt er mich leise und drängt mich, während er tröstende Worte zu mir spricht, nach der Thür. Immer heller wird es, die Sonne lacht herein. Das ganze weiße Zimmer ist in Licht getaucht. So still und lieblich, so freundlich und schön. Und die Tote liegt da, als ob sie mir eben noch ein liebes Wort gesagt, ein mildes, leises Lächeln spielt um ihre Lippen, ein wenig ist der Kopf zur Seite geneigt, die Händchen ruhen leicht gekrümmt auf der Decke. Ein paar dürftige, kleine Rosen hat die Wärterin auf das Lager gestreut.

Meine arme, arme Grethe!

— — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Am Abend kommt Mutter. Ich kann nicht mit ihr sprechen. Es ist mir unmöglich ein Wort über die Lippen

Digitized by Google

zu bringen. Nur weinen, weinen kann ich. Wir gehen hinüber in das weiße Zimmer, wo meine arme Grethe gelegen hat. Mutter kann sie nicht mehr sehen: der Arzt hat sie fortbringen lassen, schon gegen 1/2 8 Uhr. Ich habe mich seinem Gebot gefügt.

Nun deute ich stumm auf das leere Bett dort drüben an der Wand, dann schluchze ich an Mutters treuer Brust.

Wir gehen wieder hinüber zu mir. Es ist ein furchtbarer Abend. Noch entsetzlicher die Nacht. Beide thun wir kein Auge zu. Ich kann nicht mehr weinen, mein Auge ist starr und thränenlos. Jetzt erst vermag ich zu sprechen und wir sprechen von der armen Grethe . . .

Als wir heimkehren vom Kirchhofe, wo sie mein Bestes verscharrt haben, und wir in die öde Wohnung treten, in der meine Lebenshoffnung und mein Glück gestorben ist, da rinnen mir wieder die Thränen. Aber Mutter tröstet mich mit ihrer ewig gleichen, milden Güte und spricht von meiner armen Grethe, und daß sie nun glücklich ist. Doch ich will ihren Trost nicht hören. Mutter läßt mich nicht los. Sie meint das sei Egoismus, denn ich könnte nicht wissen, was der armen Grethe auf der Erde noch an Kummer und Leid beschieden gewesen wäre.

Und sie sagt, aber ihr tropft es dabei doch warm vom Auge, während sie mich küßt:

„Sie ist ja glücklich nun unsere arme Grethe, warum also weinen?"

Und es tröstet mich ein wenig. Aber wie ich wieder allein

Digitized by Google

bin in den ſtillen Räumen und eines Abends, am Schreibtiſch der Toten ſitzend, ein kleines, dürftiges Käſtchen finde mit einigen armen Groſchen darin und der Aufſchrift von ihrer Hand: „Sparkaſſe zu unſerer Reiſe," da halte ich mich doch nicht mehr und weine bitterlich

Digitized by Google

Die Plätze leeren sich . . .

Digitized by Google

Wir feiern das Weihnachtsfest immer bei uns. Dort versammelt sich dann die ganze Familie kurz vor den Feiertagen, um wieder auseinanderzugehen, wenn das alte Jahr stirbt. Schon am Morgen des 24. ist eine rege Geschäftigkeit im ganzen Hause. Geheimnisse überall. Der Salon ist verschlossen; niemand darf hinein als nur die Eltern, denn da wird die Bescherung aufgebaut. Und den ganzen Tag hindurch geht das verschwiegene Treiben. Ich denke daran, welchen Reiz es auf uns Kinder ausgeübt, wie uns in Erwartung das Herz schlug, wie uns die Zeit so entsetzlich lang dünkte die Stunde gar nicht kommen wollte, wo die Klingel ertönte, und man endlich wußte, was einem von den Lieben zugedacht worden war. Das ist nun freilich vorbei: Kinderglück und Bangigkeit, Erwartung und Freude. Aber ein Ausgleich hat stattgefunden: nun sind wir daran zu bescheren, nun machen wir den andern ein Vergnügen. Die Rollen haben sich verschoben, doch der Zauber des Abends ist geblieben, als ob wir allesamt noch fröhliche Kinder wären. Denn, was wir damals nicht so empfanden: die ganze Familie ist nun wieder um uns

Digitized by Google

versammelt, die wir vielleicht ein Jahr lang nicht gesehen haben.

Mein Bruder, der Seemann, der drei Jahre hindurch vor Sansibar gelegen, ist zum erstenmal wieder unter uns. Da giebt es ein Fragen und Erzählen, das gar kein Ende nehmen will. Gern spinnt er sein Garn, vor allem, wenn die Trude zuhört, die kleine Cousine mit den lieben, treuherzigen Augen, die ein wenig leichtgläubig ist und der er dann vorschnurrt, daß sie immer nicht recht weiß, wo Anfang und Ende der Wahrheit bleibt. Aber sie lauscht ihm gern, nur darf er sich nicht zu persönlich an sie wenden, denn da wird sie gleich rot bis in den Hals hinein.

Die Eltern sind natürlich beide da. Nicht mehr ganz so frisch, wie vor Jahren, als uns nur Glück umgab: Mutter ist kränklich geworden; sie sieht nicht mehr so munter aus mit dem milchweißen Mädchenteint unter ihren weißen Haaren. Es ist in der letzten Zeit viel über sie hereingebrochen. Vor vier Jahren fing es an: da starb die kleine Enkeltochter Martha an der Diphtheritis. Und immer ist einer gefolgt aus unserem Kreise. Tante Elly erst, dann der kleine Fritz, den wir alle so lieb hatten, der so munter und lachend in die Welt hineinschaute, und voriges Jahr meine Schwester, unsere Liesel.

Das war gerade am heiligen Abend. Nun ist es ein Jahr. Heute. Wir bekamen das Telegramm, als wir nach dem Abendessen noch einmal in das Bescherungszimmer hinübergingen, wie es unsere Gewohnheit ist. Da stehen dann immer die Stühle im Kreise um den Kamin

Digitized by Google

herum, in dem ein Feuer zum Schein brennt, denn die Heizung geschieht von außen vom Flur her. Das ist so seit Alters her. Und ein jeder hat seinen bestimmten Platz.

Großvater, der Vater von Papa, ist der nächste am Feuer. Er friert immer, auch wenn es noch so behaglich warm im Zimmer ist. Dafür zählt er auch 84 Jahre. In seinem Alter läuft das Blut stiller durch die Adern. Großvater ist stattlich und hält sich noch ungebeugt. Den alten Militär erkennt man auf den ersten Blick. Wir fürchteten uns immer als Kinder vor ihm, denn er hat von 1848 her eine Schmarre, die ihm von den Augenbrauen bis an den Wirbel läuft. Gewöhnlich bemerkt man sie nicht so sehr, nur wenn er zornig wird, dann zeichnet sie sich rot ab. Und das geschieht jedesmal, wenn er in die Politik gerät. Da kann es ihm keiner recht machen.

Neben ihm sitzt Großmama, die Mutter meiner Mutter. Sie hat lange, weiße Locken an den Schläfen, die unter ihrem Spitzenmützchen hervorschauen. Großvater ist immer sehr artig gegen sie und küßt stets mit einer Art Ritterlichkeit ihre zitternde, welke Hand. Er zieht sie dabei ganz zu sich hinauf, denn es wird ihm schwer sich zu bücken. Es hat fast etwas Verschämtes, wie sie seine Huldigung entgegennimmt. Auch sie hat ein liebes Kindergesicht wie meine Mutter, auch sie einen frischen, fast noch mädchenhaften Teint, trotz ihrer 80 Jahre. Aber ich fürchte, es müßte uns lieber sein, sie schaute nicht so aus, denn die Rosen auf ihren Wangen

Digitized by Google

haben etwas Hektisches, und Doktor Rammberg, unser Hausarzt, meint, sie würde den Frühling nicht mehr erleben, wenn sie nicht den bösen Husten aufgäbe. Großmama möchte schon gern, aber es geht halt nicht, und immer sagt ihr Großvater, sobald sie einen Anfall bekommt: „Excellenzchen! (sie sind beide Excellenz) was sind das wieder für Sachen!"

Darauf erwidert sie, wenn der Husten ein wenig nachgelassen: „Excellenz . . . immer noch derselbe . . ."

Weiter kommt sie nicht, denn dann fängt sie von neuem an zu husten. Und jedesmal sehe ich die lieben Augen meiner Mutter mit Sorge auf dem Gesicht der alten Frau ruhen, als sollte es heißen: „Schone Dich, Du kannst die Erschütterung Deiner armen Brust nicht mehr oft vertragen." Da denke ich denn unwillkürlich daran, wie lange sie wohl noch unter uns sein darf, und ich kann mich des Gedankens nicht erwehren, daß sie von uns gehen wird, wenn die Natur das neue Lenzkleid anzieht. Sie hat es immer gesagt, sie, die so gern jung gewesen ist, sie, die so gern lebt, daß sie nicht im Winter sterben möchte, weil das zu traurig sei. Sie liebt mich sehr, und meine arme Schwester Liesel, war sehr eifersüchtig deshalb auf mich. So kommt es denn, daß ich auch neben ihr sitzen muß in unserem Kreise. Dann hat sie immer meine Hand in der ihren und streicht mir wohl ab und zu einmal über die Wange, wie ich es als Kind von ihr verlangt. Sie trägt nämlich einen sonderbaren alten Ring mit einer Gemme. Nicht schön, vielleicht etwas zu groß, aber ein liebes

Digitized by Google

Erbstück. Wenn er das Fleisch meiner Backe berührte, so gab das ein so kaltes Gefühl, und das hatte ich gern.

Auf der anderen Seite am Kamin sitzen Papa und Mama nebeneinander. Immer an diesem Abend, das kenne ich so, seitdem ich denken kann. Großvater sagte einmal zu mir, meine Eltern wären niemals uneins gewesen, und ich weiß, daß sie sich noch so lieb haben wie am ersten Tage. Papa hat seinen Platz, wenn keine Gäste im Hause sind, immer neben meiner Mutter und dann streichelt er oft ihre Hand. Ich kann mich entsinnen, daß ich naseweiser Bube früher einmal, als mir verboten wurde bei Tisch mit Lieselś Ärmel zu spielen, sagte, „Papa thäte das auch." Er sitzt zunächst am Ofen, weil auch er kränkelt, seitdem er, der doch schon fast ein Sechziger ist, im vorigen Winter einen Jungen aus dem Wasser gezogen, der im Eise eingebrochen war. Er und unser Kutscher gemeinschaftlich. Jener schob nur das Brett auf das Eis, und Papa ging ins kalte Wasser, aber er hat es so zu wenden gewußt, daß der Mann die Belohnung erhielt. „Dem macht's mehr Freude," wie er damals meinte.

Neben Mutter kommt dann die kleine Cousine, die Trude, dann mein Bruder, der Seemann, mit seinem braunen Gesicht und seinem schönen, spitzgeschnittenen Vollbarte. Unser Schwager Hans, der die Liesel zur Frau hatte, ist neben ihm. Er spricht kein Wort. Es ist ja der Jahrestag von ihrem Tode. Er kann den Verlust nicht vergessen. Wir lassen ihn ganz still. Das

Digitized by Google

ist das beste. Der Seemann erzählt, und wir lauschen. Nur manchmal unterbricht ihn der Vater, um etwas zu fragen, was ihm unverständlich geblieben ist, denn natürlich wird vieles vorausgesetzt, was wir „Landratten" nicht wissen können. Ab und zu ereifert sich dann Großvater über irgend welche Scherze, irgend welche Dummheiten, in fremden Ländern begangen, die mein Bruder mit einem kleinen Anflug von Übertreibung zum Besten gibt. Dann reckt sich Excellenz und meint, zu seiner Zeit würde so etwas unmöglich gewesen sein. Über diesen und jenen Punkt hätten sie richtigere und strengere Begriffe gehabt. Wir lassen ihn ruhig sprechen, wir nicken mit dem Kopfe hier und da, denn wir kennen den lieben Großvater und wir wissen, daß es ihm Bedürfnis ist, die Vergangenheit in Gegensatz zu stellen, als ob sie besser gewesen sei.

Großmama will etwas sagen, aber ein Hustenanfall unterbricht sie, und die Excellenz verbietet ihr ganz energisch das Wort, wenn auch mit aller Galanterie. Ich hole einen gestrickten Seidenshawl aus dem Eßzimmer, wo er liegen geblieben, und ein Blick Mamas belohnt mich dafür. Großvater scheint behilflich zu sein, denn eine Masche hat sich an Großmamas Brosche verfangen, und nun steht Papa auch auf, und drei Generationen bemühen sich um die alte Dame. Doch ich trage den Löwenanteil ihres Dankes davon, denn mich streicht sie nach ihrer Gewohnheit über die Wange und zieht meine Stirn an ihre Lippen herab. Großvater wird eifersüchtig: „Excellenzchen, die Jugend hat doch immer mehr Glück!" meint er kopfschüttelnd.

Digitized by Google

Und wir lachen alle.

Nur mein Schwager sieht teilnahmlos vor sich hin. Ich streife ihn mit dem Blick. Plötzlich steht er auf. Ich sehe deutlich, wie ihm eine Thräne aus dem Auge fällt, und nun stiehlt er sich aus unserem Kreise. Mutter schaut ihm nach. Sie versteht ihn. Ich finde plötzlich, daß sie etwas unendlich Müdes hat in ihren lieben Augen, wie ich es noch niemals an ihr bemerkt. Und ihr Blick fällt auf einen leeren Stuhl an meiner Seite, der zwischen mir und dem Schwager gestanden. Es ist ein besonders niedriger Sitz: klein, schmal, aus Holz mit eingelegten Schnörkeln und Figuren, ohne Lehne. Er ruht auf gedrehten Füßen, die durch Querhölzer miteinander verbunden sind. Die Eltern haben ihn früher einmal aus Österreich mitgebracht. Man nennt sie dort „Stockerl." Auf diesem kleinen, niedrigen Ding hat immer die Liesel neben ihrem Mann gesessen, weil sie sich dann an ihren Hans schmiegen konnte und immer so ganz nahe bei ihm war.

Nun ist er leer.

Der Stuhl hat den ganzen Abend zwischen uns, dem Schwager und mir, gestanden, unausgesetzt daran erinnernd, daß noch vor Jahresfrist eine junge, blühende Frau unter uns war. Warum hatte ich nicht früher daran gedacht? Ich hätte den Sitz fortnehmen können. Nun begreife ich auch, daß Mutter immer so hinübergeblickt, als ob sie mit Thränen kämpfe.

„Da steht noch der Liesel ihr Stuhl!" sagt plötzlich dumpf Papa, als ob er es vorher nicht wahrgenommen.

Digitized by Google

Das kleine „Stockerl" ist ja so klein und zierlich, so leicht zu übersehen und verschwindet so neben den andern großen Stühlen. Genau so wie die Liesel selbst, die wie ein Hauch nur war, als müsse sie bald vergehen . . .

Nun greift Großvater plötzlich das Wort auf. Es kommt eine lange sachliche Besprechung über das Sterben. Langsam gesprochen, breit und mit Behagen, wie nun einmal alte Leute sind, die sich gern mit dem Gedanken des Todes beschäftigen. Während Großvater-Excellenz spricht, nickt Großmama mit dem Kopf, und als er eine Pause macht, sagt sie bestimmt: „Kinder, ich bin die Nächste, die . . . ."

Ein Hustenanfall, so bös, wie wir ihn noch nicht erlebt, schneidet ihr das Wort ab, so daß wir uns alle vorbeugen, nach der alten Frau zu sehen.

„Excellenzchen! Excellenzchen . . ." redet ihr der Großvater zu.

Mutter ist aufgestanden. Sie und ich halten die Greisin und suchen ihr durch Streichen des Rückens den Anfall zu mindern.

Es geht vorüber. Wir setzen uns wieder, aber die Unterhaltung will nicht recht in Fluß kommen. Es ist, als sei plötzlich die ganze Stimmung verändert, als ob die Schatten des Todes sich über uns geneigt.

Mein Bruder, der Seemann, ist verstummt. Kein Wort will ihm mehr von den Lippen. Sein kurzes, kleines Pfeifchen ist ausgegangen. Er hat es in den Aschenbecher auf dem Tisch in der Mitte zwischen uns ausgeklopft.

Digitized by Google

Mutter hält ihre Augen mit der Hand bedeckt. Ich kann nicht erkennen, was in ihr vorgeht; sie bleibt regungslos.

Papa sieht in die letzten, glimmenden Reste im Kamin. Seine lieben Züge sind nachdenklich geworden. Sehr, sehr ernst. Ich habe immer gemeint, daß er jung aussähe, vielleicht weil ich immer in seiner Nähe gewesen und so die kommenden Spuren des Alters nicht gewahrt. Heute, jetzt, finde ich ihn plötzlich alt. Falten sind in seinem Gesicht, die ich zum erstenmal entdeckte.

Die kleine Trude, die so wie so nicht viel redet, ist natürlich ganz stumm geworden. Sie würde es nicht wagen, die Stille zu unterbrechen. Und wie kein Laut mehr hörbar wird, da ist es mir, als müsse ich darüber nachdenken, welcher Stuhl der nächste ist, der sich leert. Und plötzlich überfällt mich eine namenlose Traurigkeit, ein Gefühl, daß es mir die Kehle zusammenpreßt zum Ersticken. Das bange Schweigen lähmt und quält mich. Ich möchte den Bann der Stille brechen, aber ich wage es nicht. Die Kinder sind zu Bett geschickt worden gleich nach der Bescherung. — Liesels Kleine, die bei ihren Großeltern zu Besuch sind. — Sonst würde man wenigstens einen fröhlichen Kinderlaut vernehmen.

So bleibt alles still . . .

Auch das letzte Feuer im Kamin stirbt . . .

Mir ist es, als ob es kalt würde . . .

* * *

Digitized by Google

Dann ist ein Jahr vergangen. Wieder sitzen wir in der alten Reihenfolge, die uns gewohnt geworden ist. Nur auf meines Bruders Stuhl ist jemand anderes: ein kleines Mädchen, Liesel und Hans' Tochter. Der Seemann schwimmt irgendwo draußen fern im Meer, wir wissen nicht wo. Nur das ist gewiß, daß er vor einem Jahre nicht zurückkehren wird. Aber unser Kreis ist nicht mehr derselbe: ein Stuhl an meiner Seite ist leer geworden. Keine alte, runzlige, liebe Hand wird mir mehr die Wange streichen und mich den kalten Stein fühlen lassen, was ich so gern mochte. Wir wußten es ja längst, sie fühlte es selbst, Großmama ist von uns gegangen. Sie ist im Frühling gestorben, bei lachender, junger Sonne, als die Kirschbäume blühten, als die Finken schmetterten in den Zweigen vor ihrem Fenster. Ihr Leben ist ausgelöscht: ganz leise, milde, ohne Qual. Wir ahnten nicht, wie und wann es geschah. Wir glaubten, sie schliefe nur, und ich habe bei ihr wohl eine halbe Stunde gesessen und gelesen, als sie schon nicht mehr war.

Wir denken alle verhältnismäßig ruhig darüber. Mutter ist ganz gefaßt. Wir waren eben schon zu lange Zeit darauf vorbereitet, wir wußten es ja seit Monaten, daß es so kommen mußte, und wir hatten schon immer von dem zu Erwartenden gesprochen.

Auch ihr Stuhl ist leer geblieben. Es war sogar Mutters Wunsch. An der Stelle, wo sie ihr müdes, liebes Gesicht in die Kissen gelehnt, hängt ein Kranz frischer Theerosen, den Papa besorgt hat. Das ist sein Weihnachtsgeschenk an Mutter. Denn die beiden schenken sich

Digitized by Google

untereinander nichts mehr, seitdem wir Kinder erwachsen sind. Es soll uns zu gute kommen, wie die Eltern wünschen.

Meine kleine Nichte Paula hockt auf dem Stockerl ihrer Mutter. Es ist der erste Weihnachtsabend, an dem die beiden Kinder noch nach der Bescherung aufbleiben dürfen. Ich glaube, Papa hat es gewünscht, damit Hans nicht so einsam sein soll, denn er denkt noch an Liesels Verlust wie am ersten Tage. Es würde schwer sein, ihm über den Abend hinwegzuhelfen, wenn nicht die Kleinen da wären.

Großvater ist sehr still geworden, auch so stramm aufrecht hält er sich nicht mehr. Er hat im Sommer einen leichten Schlaganfall gehabt im linken Bein. Jetzt ist schon wieder alles vorüber, nur so viel gehen kann er nicht mehr wie früher. Dafür ist Großvater aber nun auch 85 Jahr. Sein rechtes Knie ist noch kräftig und jung, darauf läßt er den kleinen Urenkel reiten. Mama hat sich erhoben, um acht zu geben, daß das Kind nicht fällt, denn die alten Hände der Excellenz sind nicht ganz zuverlässig und fest mehr in ihrem Dienst.

Nun wendet sich Großvater plötzlich zur Seite gegen den leeren Stuhl, an dem der Kranz hängt, und fängt in der Zerstreutheit an zu sprechen, wie er es immer that, mit einem Schimmer von Galanterie, den er hat, sobald er sich an eine Dame wendet: „Excellenzchen, Excellenzchen, wie wäre es denn, . . .“

Erst jetzt bemerkt er seinen Irrtum.

Mutter weint. Still drückt ihr Papa die Hand, und

Digitized by Google

dann höre ich, wie er flüsternd zu ihr sagt: „Du hast mich ja noch . . . und die Kinder! Gelt, wir verlassen uns nicht.“

Da zuckt mir wieder diese weiche, unendliche Traurigkeit durch die Seele, wie am Weihnachtsabend vor einem Jahre, und ich kann nicht begreifen, wozu es nötig und gut ist, daß das Liebste von uns gehen muß. Alle Fassung, alle Ruhe ist dahin, eine entsetzliche Angst und Bangigkeit überfällt mich, es könnte einmal geschehen, daß ich ganz allein übrig bliebe von allen.

Großvater fängt an zu erzählen von früheren Zeiten. Alte Geschichten, die wir längst kennen. Wir haben immer ruhig zugehört, um ihm eine Freude zu machen, und wir thun es auch heute, obwohl er etwas konfus geworden ist und den Faden verliert. Papa, an den sich Großvater-Excellenz wendet, nickt zuweilen, um seine Aufmerksamkeit zu zeigen, aber ich habe das Gefühl, als ob er in Wirklichkeit doch nicht dabei wäre, denn seine Augen haben etwas Nachdenkliches, Träumerisches, wie er so in die glimmende Asche des Kamins starrt. Die kleine Paula ist müde geworden und schläft auf Trudes Schoß, die sich nicht zu bewegen wagt, um sie nicht zu wecken. Der Knabe spielt auf dem Teppich mit dem neuen Baukasten, den er bekommen. Mein Schwager hilft ihm aufbauen und zeigt ihm schöne Formen und Figuren.

Großvater schweigt . . .

Nur die Bauhölzer klappern . . .

Und wir hören die tiefen Atemzüge des schlummernden Kindes . . .

* * *

Digitized by Google

Wieder ist ein Jahr vorüber. Wieder fehlt einer aus unserem Kreise. Aber wir müssen uns darüber freuen und von Herzen haben wir alle beigestimmt, als die kleine Cousine, die Trude, einen braven Mann gefunden, der sie lieb hat und sie glücklich machen wird. Er ist Gutsbesitzer in Nieder Österreich. Ein stattliches Anwesen besitzt er, nur muß er sparsam sein und haushalten, denn er hat drei Schwestern, denen er zu gleichen Teilen herauszahlt, und die Trude hat ihm kein nennenswertes Vermögen mitgebracht: nur ein paar Tausend Mark. Mutter ist sehr glücklich über die Heirat gewesen, denn die Kleine ist nicht hübsch, und ihr Bestes, ihr Charakter, mußte bei ihrer Schüchternheit leicht den Menschen verborgen bleiben.

Papa hat den Abschied aus dem Staatsdienst genommen. Es wollte nicht recht mehr mit seiner Gesundheit gehen. Er hat sich damals bei dem Rettungswerk doch einen bleibenden Schaden geholt.

Großvater wird immer stumpfer und gleichgültiger. Wenn er redet, so spricht er viel von den letzten Dingen. Mutter muß ihm auf dem Klavier den „Abendsegen" vorspielen, wie er nächtlicherweile am Lagerfeuer durch die Biwaks tönt, mit seiner schlichten und doch so gewaltigen Melodie. Den hat er sich zum Begräbnis bestellt.

Mein Bruder, der Seemann, ist noch auf hoher See, doch er kehrt dieses Frühjahr zurück. Ganz bestimmt, wie er schrieb.

* * *

Digitized by Google

Zwei Jahre später. Ich sitze mit Mutter ganz allein am Kamin. Ganz allein. Nur wir beide. Nun sind es schon bald zwei Jahre her, daß Papa ging. Abschied hat er nicht genommen: er wurde uns tot ins Haus gebracht. Im Wartezimmer unseres Hausarztes hat ein Herzschlag sein Leben beendet. Er wollte Doktor Rammberg holen wegen Großvater, der so viel irre sprach und plötzlich durchaus seine Uniform anzog. Er sei zu Majestät befohlen. Aber er meinte damit, seinen alten Herrn, der längst vor ihm gegangen. Das beängstigte Papa so, daß er den Arzt bitten wollte, sofort nach der Sprechstunde zu erscheinen. Nun kam er selbst nicht wieder. Ich war sehr betrübt, sehr fassungslos. Ich habe mich wie ein Kind benommen. Mein Bruder, der Seemann, mußte beim Begräbnis die Leute empfangen. Ich war unfähig dazu. Auf Großvater machte der Tod von Papa keinen Eindruck mehr. Wir wissen nicht einmal bestimmt, ob er je darüber klar geworden ist, daß sein Sohn gestorben war, denn in seinen letzten Lebensstunden voriges Jahr verlangte er unausgesetzt nach Papa und wurde sehr böse, daß er nicht kam

Großvater hatte einen sehr schweren Tod. Seine letzte Schlacht hat über drei Tage gedauert. Ich allein mit zwei barmherzigen Schwestern bin dabei gewesen. Der Arzt hatte Mutter verboten, an das Krankenbett zu kommen, denn seit Papas Scheiden war sie leidend ohne Unterbrechung. Sie hat sich auch damals zuviel zugemutet. Starr ist sie geblieben zum Erschrecken, ohne einen Laut des Jammers, ohne eine Thräne, ohne irgend

Digitized by Google

etwas, was sie vom Schmerze hätte entladen können. Wie eine Bildsäule ist sie dagesessen, während der Geistliche sprach. Das war zuviel: der Zusammenbruch kam hinterher. — Großvaters letztes Wort war: „Wie Majestät befehlen!“ Dann setzte sein Atem aus. —

Mein Bruder ist wieder einmal draußen auf dem Meere. Wir denken, er kommt gerade um Kap Horn heute, wenn unsere Berechnungen stimmen.

Der Schwager Hans ist mit den Kindern bei seinen Eltern. Mutter hat verlangt, daß es so bleiben soll, wie wir es früher gehalten haben, daß er abwechselnd ein Jahr bei uns ist, ein Jahr in München, wo sein Vater lebt. Trude wollte kommen, damit wir nicht gar so einsam wären, aber ihr Mann ist nicht wohl, und verlassen will sie ihn nicht.

So sind denn Mutter und ich allein. Sie hat viel geweint bei der Bescherung, die wir beide uns bereitet haben. Unsere kleinen Tischchen im Salon nehmen sich sehr, sehr traurig aus. Wir hatten die Gewohnheit, außer dem Christbaum noch auf jeden Tisch ein kleines Bäumchen zu stellen mit winzigen Lichterchen. Nun steht heute Papas Tisch ganz still und schweigsam zwischen den unseren. Mutter nimmt mich beiseite und sagt, ehe wir unsere Sachen ansehen, dumpf, während sie nach der dunklen Platte deutet, und ihre Stimme eine furchtbare Traurigkeit umflort: „Papas Tisch ist so still!“ Ich lege ihr den Arm um den Hals und sie schluchzt lange, lange Zeit. Wir haben beide die Bescherung um uns vollständig vergessen. Endlich rafft sie sich auf und

Digitized by Google

führt mich zu meinen Sachen. Da ist von der Trude eine Kameltasche, die sie selber für mein Sofa gestickt, vom Schwager ein Briefbeschwerer aus Marmor, den ich mir gewünscht, und vom Bruder als Zimmerschmuck eine japanische Rüstung, in Yokohama erstanden. Aber das beste in der Mitte, gerade unter dem kleinen Bäumchen: des Vaters Bild, eine schöne Pastellzeichnung. Ich kenne sie noch nicht, ganz heimlicherweise muß sie gemacht sein. Papa schaut so lieb und gut aus, wie er es im Leben war. Das halbe Lächeln, wie es ihm immer um die Lippen schwebte, ist auch darauf festgehalten, und der müde Zug der beiden letzten Jahre, das Träumerische, Sinnende, fehlt nicht. Er hält leicht den Kopf geneigt, ganz leise in die Hand gestützt, die auf der Stuhllehne ruht, als sei er in der Haltung des Ausruhens von geistiger Arbeit. Solchen Ausdruck trugen auch seine Züge, wie ich ihn zum letztenmale sah.

„Mutter, liebe Mutter!“ sage ich nur. Dann drückt sie mir einen Kuß auf die Stirn, und wir stehen lange, lange vor Papas Bild. Keiner redet ein Wort. Es ist mir, als ob die armen, toten Augen uns suchten, fänden und als ob sie zu mir sprächen: „Du bist ja der einzige, der noch bei ihr ist: sorge für sie, pflege sie, vergilt ihr alles, was sie um ihren Sohn gelitten hat.“

Und ich gebe mir in tiefster Seele ein brünstiges Versprechen. Dann führe ich sie zu ihrem Tisch, wo ein Brief liegt mit gestempelter Schrift links oben in der Ecke. Sie liest: „S. M. Schiff Westfalen“. Mit einem Jubelschrei greift sie danach. Sie ahnt, was es ist, und

Digitized by Google

wir setzen uns an den Kamin, um zu lesen. Und sie beginnt den Brief ihres Sohnes, den sein Beruf draußen auf dem Weltmeer hindert, heute bei uns zu sein. Dann küßt sie das Papier und liest die Zeilen immer und immer wieder.

Dieses Mal, wo wir ganz allein sind, gehen wir zum Thee nicht mehr hinüber, sondern trinken ihn am glimmenden Feuer des Kamins. Es macht einen gespenstischen Eindruck, daß im Kreise die leeren Stühle alle um uns stehen, um das kleine Tischchen in der Mitte. Ich hatte eine andere Anordnung treffen wollen, aber ich ließ es doch, weil ich mich fürchtete vor Mutters Frage darum.

Sie sucht heiter zu sein und redet mir zu, ich solle ihr nun auch bald eine Tochter ins Haus bringen. Sie versucht zu scherzen und meint, wenn wir beiden „Jungen" gescheut wären und heirateten, dann würde von selbst wieder Leben werden, und die alte Großmutter hätte dann vielleicht sogar Not, am Kamin Platz für die Enkel zu schaffen. Dann schlägt sie mir diese und jene vor, die Vor- und Nachteile abwägend. Aber es ist nur, um mir Lust zu machen, denn sie weiß genau, daß mich Vorschläge eher abbringen als nähern würden. Ich suche sie zu trösten:

„Mutter, wer weiß, gieb acht, ob nicht nächstes Jahr um diese Zeit an diesem Abend . . . ich wills nicht verschwören." Da sehe ich zum erstenmale seit langem ein Lächeln um ihre Lippen. Bald aber denkt sie doch wieder an die Vergangenheit, die in der Lebens-

Digitized by Google

spanne, die ihr noch geschenkt wird, nicht mehr zu löschen ist, und meint: „Ach, wenn Papa das noch hätte erleben können!"

* * *

Es sind zwei Jahre vergangen. Die glücklichsten und doch leidvollsten, die furchtbarsten meines Lebens. Ich hatte sie gefunden, die die Rechte war, die einzige für mich vorher bestimmt und geschaffen. Wir wußten es beide, als wir uns zum erstenmale sahen. Aber sie war zu gut, zu lieb, zu schön für mich, für uns alle, für die Erde. Sie ward mir genommen. Es war ihr vorher bestimmt, daß sie gehen sollte. Mehr kann ich nicht sagen. Ich habe, wenn ich mein einsames Lager suchte, mich gefragt, warum das sein mußte, ich habe gewütet, gehadert, mein Dasein verdammt und habe selbst freiwillig gehen wollen. Aber ich hätte Mutter allein gelassen. So will ich leben, so muß ich übrig bleiben. Doch meines Lebens Inhalt ist mir genommen. Ich weiß nicht, wozu ich noch gut bin, was ich noch soll.

Als wir von draußen zurückkehrten, wo man sie zum letzten Schlafe hingelegt, da sagte mir Mutter nur immer: „Wer weiß, ob ihr nicht Leid noch beschieden gewesen wäre. Nun ist sie frei davon!" Und dieses Mutterwort, das ich damals nicht verstand, auf das ich kaum hörte, ist mir zum Troste geworden. Es ist mein letzter Halt, daran ich mich klammere: sie ist glücklich, allem unserem Elend, unserem Leide, unserem Kummer entrückt.

Der Schwager und ich, drückten uns stumm die

Digitized by Google

Hand. Wir haben gleiches erlebt und durchfühlt: wir sind Brüder nun. Der einzige Bruder, den ich besitze, denn der Seemann schläft draußen irgendwo auf dem Grunde des Meeres. Vor vier Wochen kam das Telegramm aus Shanghai, daß „S. M. Panzerkorvette Westfalen" im Taifun verloren gegangen. Das Seeamt hat gehofft, es möchte möglich sein, daß das Schiff wieder erschiene, oder daß doch wenigstens einzelne davongekommen wären, aber nun ist man seiner Sache sicher, denn die officielle Verlustliste ist vor zwei Tagen veröffentlicht worden. Zuerst wollte ich es Mutter verheimlichen, aber dann sagte ich mir, daß es gefährlich sei, einen schlimmen Zufall drohen zu lassen, der ihr vielleicht irgendwo eine verräterische Zeitungsnotiz in die Hände gespielt hätte. Mutter hat mich ganz ruhig angehört, wie ich es ihr allmählich schonend aus Anspielungen und Bruchstücken beibrachte. Kein Wort der Erwiderung hat sie gehabt, mit keiner Frage hat sie mich unterbrochen. Sie fand keine Thräne. Aber dann schloß sie sich in ihr Zimmer ein, und ich habe sie einen Tag lang nicht gesehen. Dann war äußerlich alles vorüber. Aber nun ist sie so gleichgültig gegen alles, so entsetzlich gleichgültig! Sie, die so fleißig immer war, die ich nie anders als mit einer Handarbeit, mit auszubessernder Wäsche gesehen, die ihre freien Augenblicke niemals ohne Thätigkeit verstreichen ließ Mutter, die unermüdliche — arbeitet nicht mehr.

Das macht mir große Besorgnis und Angst.

Nun ist wieder Weihnachtsabend. Mutter und ich sind ganz allein. Wir haben auf ihren Wunsch keinen

Digitized by Google

Baum angezündet dieses Mal. Was ich an kleinen Gaben für sie hatte, habe ich ihr heute Morgen gegeben. Nur eines wagte ich nicht: vom Bruder ist ein Brief angekommen, den er gerade vor der Katastrophe abgeschickt hatte. Ich fürchte mich vor den Zeilen und ich kämpfe mit mir, ob ich sie geben soll. Mutter sitzt ganz still in ihrem Lehnstuhl. Ich ihr gegenüber, wo Großvater immer seine Geschichten erzählte. Zwischen uns steht der Theetisch, auf dem das Wasser brodelt und, in Stößen leicht den Deckel hebend, Dampfwolken aus dem Ausguß jagt. Daneben knistert und prasselt das Feuer. Wir hängen beide unseren Gedanken nach. Sonst konnte ich Mutter tröstend zusprechen: heute erstirbt mir das Wort in der Kehle. Ich kann nicht reden, denn ich ringe innerlich um den Brief.

Rings im Kreise stehen noch immer die Stühle, die sich geleert, als warteten sie. Aber es ist kein neues Geschlecht herangewachsen, die Fortgegangenen zu ersetzen und es wird auch keines mehr kommen. Mutter hatte dieses Mal nur drei Stühle stehen lassen wollen, für sich und ihre beiden Söhne, denn der Schwager ist wieder bei den Eltern in München, und Trude kam nicht. Sie erwarten Familienzuwachs. Nun hat es das Schicksal anders bestimmt, und Mutter hat nichts wieder gesagt. Sie kümmert sich ja um nichts mehr, und die Leute machen alles, wie sie wollen.

Der Sturm umpfeift das Haus. Ab und zu klopft es einmal gegen die Scheiben: es ist Schnee, der gegen das Fenster gejagt wird. Wenn dann ein Windstoß

Digitized by Google

kommt, ist es immer, als ducke sich das Feuer, um den Luftzug vorüberzulassen, der über die Esse streicht. Wird es dann ruhiger, so heben sich wieder die Flammen, in den Schornstein hinauszulecken.

Mutter sinnt und träumt. Sie starrt in die Kohlen. Wie ich den Blick umherwandern lasse im Kreise, ist es mir, als säßen sie alle noch bei uns, die schon gegangen, ohne Laut, aber mit liebem Lächeln. Ich bilde mir ein, mir würde es kühl an der Wange, als ob ich Großmamas streichelnden Stein fühlte, und ich glaube, Großvater zu hören, wie er mit leiser Neigung gegen seine Nachbarin beginnt: „Excellenzchen. . . .“ Und dann fällt mein Auge auf Papas Bild, mit dem geneigten, sinnenden Haupt. Es hängt drüben an der Wand, nach meinem Pastellbilde ist es gemacht. Liesel steht darunter auf der kleinen, zierlichen Gold-Rokoko-Etagère, eine arme, winzige Photographie, aber die beste, die wir von ihr besitzen. Wie ich an sie denke, die sich an ihren Mann schmiegte immer so zärtlich, so weich, da fasse ich unwillkürlich an der Brusttasche, wo ich ein anderes Bildchen trage seit den Tagen meines Glücks. Ich lasse es nie von mir. Sie gab es mir, als wir uns verlobten. Das liegt nun zwei Jahre schon fast zurück. Und vorsichtig greife ich darnach, es unbemerkt herauszuziehen. Im Schatten, den der Tischrand wirft, will ich es still für mich betrachten. Mutter wird es nicht sehen, es würde sie noch trauriger stimmen. Da aber fällt mir ein, daß in der kleinen Ledermappe, in der die Photographie ruht, meines Bruders Brief liegt. Und ich zögere sie

Digitized by Google

herauszunehmen. Einen verstohlenen Blick werfe ich auf Mutter. Sie starrt ins Feuer. Ich kann die Sehnsucht nicht überwinden, meinen größten Schatz zu betrachten, das einzige, was sie mir zurückgelassen hat. Ich muß in ihre Augen blicken, die ich selbst zudrückte, ich muß ihren Mund sehen, auf den ich den Abschiedskuß gepreßt, als er erkaltet war. Langsam und vorsichtig ziehe ich die Tasche heraus, um sie unter dem Tisch zu öffnen. Da greift auch schon Mutter danach: „Gieb mir den Brief!" sagt sie mit zitternder Stimme. Die chinesische Briefmarke guckte oben hervor: sie weiß, von wem er ist.

Und ich gebe ihr den Brief. Diesen Brief von einem, der doch nicht mehr lebt, der niemals wiederkehren wird. Diesen Brief, der an seine Adresse kommt, Wochen nachdem der aus der Welt geschieden, der ihn schrieb. Und die Zeilen bekommen etwas Übernatürliches etwas Grauenvolles für mich, dieser Todesgruß, als käme er aus einer anderen Welt.

Mutter hält den Briefumschlag lange in der zitternden Hand. Sie wagt nicht zu öffnen. Unausgesetzt betrachtet sie die Aufschrift. Sie wendet um und prüft die Poststempel. Das Datum sucht sie zu entziffern, das durch Schmutz und Seewasser vielleicht ein wenig unkenntlich geworden ist. Endlich will sie sich entschließen, den Brief zu öffnen. Sie nimmt ein Messer vom Tisch. Ich sehe, wie ihre Hand zittert, wie die Klinge schwankt und nicht unter den Umschlag zu fassen vermag. Und plötzlich entgleitet alles ihren Fingern und fällt ihr auf den Schoß, und Mutter lehnt sich in die Ecke ihres Stuhles

Digitized by Google

ganz winzig, ganz klein in sich zusammengesunken, die Handflächen vor das Gesicht geschlagen. Ein furchtbarer Weinkrampf erschüttert ihren armen, zarten, schwachen Körper.

Ich gewinne Kraft durch ihre Schwäche, ich muß sie ja stützen, ich muß ihr helfen. Möglichst ruhig suche ich zu sprechen: „Soll ich ihn Dir vorlesen?"

Sie nickt, ohne mir das Gesicht zu zeigen.

Schnell schneide ich auf. Absichtlich brüsk, eilig und rücksichtslos. Ich falte das Papier auseinander und ich kann ihr mit kalter Stimme die Worte sagen, die oben links in der Ecke stehen:

„In See, an Bord S. M. Panzerkorvette Westfalen."

Als ich aber die Überschrift beginne mit dem Kosenamen, den mein armer Bruder immer gebraucht, und „mein bestes Mutting" lesen muß, da steigt es mir wie ein Knäuel in die Kehle hinauf, und die Stimme droht mir zu versagen. Aber ich überwinde mich und fahre nach einer Sekunde Zögern fort, die Worte zu lesen, die so klingen, als hätte er geahnt, daß ihn sein Schicksal erreichen sollte: Wenn Du diesen Brief erhältst, habe ich längst die Heimreise angetreten . . . ."

Weiter komme ich nicht. Das Papier flattert zu Boden. Ich ringe mit mir, ob ich es aufheben soll, aber ich weiß genau: lesen kann ich doch nicht. Und eine furchtbare Traurigkeit schnürt mir die Brust zusammen. Ich fühle mich so verlassen, so einsam, namenlos. Meine Gedanken schweifen zu allen denen, die vor mir gegangen sind, die uns beide hier am Feuer allein gelassen haben. Ich sage

Digitized by Google

mir, daß es natürlich war, einfach der Gang der Natur, wenn ich den Tod des Vaters erleben mußte, aber daß das Schicksal hart mit mir verfuhr, mir Schwester und Bruder zu nehmen, und daß es mich furchtbar beugte, als es mir ein Weib von der Seite riß, das ich kaum gefunden.

Und wieder kommt meine schwere, schwere Stimmung über mich, in der ich mich frage, wer mir gebieten kann in diesem Leben zu bleiben, das keinen Wert mehr für mich besitzt.

Wie ich aufblicke, sehe ich, daß es dunkel geworden ist im Zimmer. Die Lampe drüben auf dem Tische ist im Verlöschen: dem Docht mangelt die Nahrung. Das Feuer im Kamin ist ausgegangen: kalt, schwarz und tot sieht mich der Rost an, auf dem nur noch kümmerliche Aschenhäufchen ruhen.

Ich beginne zu frösteln.

Draußen bläst der Sturm, liegt der Winter auf der Erde. Alles kahl und tot. Ein großes Sterben.

Nun habe ich nur noch einen Wunsch, daß es Mutter erspart sein möge, nach mir zu gehen. Sie ertrüge es nicht. Ich will übrig bleiben. Deshalb ist es notwendig, daß ich lebe . . . .

Digitized by Google

„Gute Nacht Mutter!“

Digitized by Google

Unſer Haus liegt ganz verlaſſen in den Bergen, hoch droben im Thal der Einſamkeit, wohin das mühſelige Menſchenhaſten und Treiben nicht mehr gelangt. Dort ſind wir allein in tiefer, ſeliger Stille. Allein zu zweien: Mutter und ich, ſeitdem die anderen alle gegangen ſind. Und ich warte auf den Augenblick, da auch Mutter ſcheidet, das letzte, was ich noch habe. Dazu lebe ich ja, um ihr den Abend zu erhellen. Wir wiſſen es, daß die Nacht kommt, daß wir nicht mehr fern ſind vom großen, ewigen Schweigen. Wir wiſſen es, daß die Tage kürzer und kürzer werden, aber wir fürchten uns nicht vor dem Dunkel, weil wir im Kreislauf des Lebens gelernt haben, daß die Geſetze der Natur ehern ſind und unſer armes, kleines Menſchenſchickſal zertreten und überdauern. Mutter ahnt, daß es zum Ende geht, ſie fühlt, daß ihre Kraft erliſcht, und ſie ſagt es mir ſtill und gefaßt. Ich höre es ſtarren Auges mit an, als ein Unabwendbares, dem ich mich beuge. Mutter iſt nicht krank, ſie leidet nicht an einem Beſtimmten, aber ſie iſt müde, müde grenzenlos. Es iſt zuviel über ſie hinweggegangen. Daß wir allein übrig geblieben ſind von unſerem ganzen Kreiſe, das iſt

Digitized by Google

ihr Leiden. Ihr Herz ist gebrochen. Ihre starke Natur wurde nicht gefällt gewaltsam auf einen Schlag: an die Wurzeln ihres Lebens ist das Schicksal gegangen, langsam, unerbittlich Jahr um Jahr einen der Lieben von ihrer Seite reißend.

Nun sind wir Beide allein und warten der Nacht.

Es ist Herbstabend. Wir sitzen vor dem Haus mit dem Blick nach den Bergen. Jäh heben sich die Wände um uns herum, nackt und vegetationslos, in ewiger Ruhe. Das Thal ist tief eingeschnitten, hart hinuntergesenkt, ohne Fernblick. Kein Laut wird gehört. Nur im Frühling und im Hochsommer vernehmen wir das Gebrüll der Lawinen, den Donner stürzender Eiswände, das Rauschen entfesselten Wassers. Jetzt bleibt alles still.

Drüben sinkt schon die Sonne in ferne, unbekannte Tiefen. Das Lichtgestirn wendet sich von uns.

Es beginnt kalt zu werden. Ich bitte Mutter ins Haus zu gehen. Sie hebt sich und ich führe die Greisin ins Zimmer. Dort setzen wir uns nahe am Fenster, daß wir den Blick haben hinaus auf die schroffe Granitwand, auf die Wand des Todes, wie sie der Jäger nennt, denn er sagt, sie böte nicht einmal Platz für eine Gemse. Ihr messerscharfer Grat sei von keinem lebenden Wesen je betreten.

Mutter und ich starren hinüber ins Gestein. Wortlos, da wir fast das Reden verlernt, seit wir nur noch zu zweien sind. Die alte Frau hat etwas so müdes um die Augen und immer noch das liebe Kindergesicht, das nicht alt geworden ist, trotz der weißen Haare. Ich blicke

Digitized by Google

sie lange an, wie sie dem sterbenden Tage nachschaut, der schnell fast ohne Kampf mit dem Abend in die Nacht übergehen wird.

Da überkommt mich ein wundersames Gefühl. Mir ist es als sei ich zum Wächter des Todes bestellt. Ich soll passen, bis er sie mitnimmt, die mir allein noch auf der Erde geblieben ist. Dazu bin ich ja hier, dazu warte ich Monate und Jahre in stummer Ergebung, bis sie die Augen schließen wird. Mir ist es als sei ich eingesetzt als Zeuge des Sterbens, als Berichterstatter der Vergänglichkeit. Vom Schicksal ist mir bestimmt übrig zu bleiben. Ich weiß, daß Mutter sterben wird. Dann bin ich ganz allein in unserem Hause, hier hoch droben im Thal der Einsamkeit. Seitdem wir hier sind, sahen wir noch keinen anderen Menschen als den Jäger und seine Frau, die uns die nötigen Dienstleistungen verrichten.

Plötzlich unterbricht Mutter das tiefe Schweigen und spricht ein paar Worte. Ob es mir zu kalt sei, fragt sie und ob ich Licht wünsche, um zu lesen. Aber ich sage, ich würde lieber noch so bleiben im Abenddämmern. Da meint sie, ich möge sie nur wecken, wenn es Zeit sei zum Abendbrot. Sie wolle noch ein wenig schlummern. Noch kurz ein Wort von mir, ein: „Gute Nacht, Mutter,“ dann lehnt sie sich in die Ecke ihres Stuhles und schließt die Augen. Und nun bleibe ich still ihr gegenüber, unbeweglich, wir Beide am Fenster mit dem Blick hinaus gegen die dunkelnde, nackte, schroffe, lotrechte Wand des Todes, die jäh aufsteigt als Grenzscheide im Thal der Einsamkeit.

Digitized by Google

Da beginne ich zu sinnen und meine Gedanken eilen und treiben hin und her und umgreifen die eine Frage: den Wert des Lebens.

Und ich denke zurück an das, was mir das Dasein gebracht und was es mir versagt, daß ich mich nun mit den letzten Trümmern meines Schicksals hinaufgeflüchtet aus der Kampfebene, wo ich ehrlich um Glück gerungen, in das Thal der Einsamkeit. Und ich denke an all das bunte Menschengeschwärm, das mich einst umtobt, als ich noch unter den anderen gestanden, mich mit ihnen messend um die paar elenden Fetzen menschlicher Glückseligkeit. Daß ich den Kampfpreis nicht gewann, den sie alle erstreben: ein bißchen Ehre, ein bißchen Lust. Daß ich endlich mir gesagt, wie ein Grab und Vergessensein, nicht das wert, was wir hinnehmen müssen von den Brüdern, die uns betrügen, die nur darauf lauern, einen Vorteil zu erspähen, der uns in den Sand wirft.

Da gestehe ich mir in tiefster Seele, daß ich ein Geschlagener bin, ein Überwundener.

Aber mich überkommt in meiner Stille ein Schimmer von der Befriedigung, die ich unten vergebens gesucht: der Stolz der Einsamkeit bläht meine Seele.

Ich blicke zu Mutter hinüber. Einsam? Einsam bin ich nicht, da sie noch hier ist an meiner Seite. Einsam wäre ich erst, wenn auch sie gegangen! Und plötzlich denke ich daran: wenn es mich nun träfe! Wenn das einträte, worauf ich hier warte, das täglich, stündlich nahen kann! Wenn ihr gebrochenes Mutterherz nun feierte von siebenzigjähriger Arbeit!

Digitized by Google

Ja, dann erst wäre ich wirklich einsam.

Ich sehe nach der alten Frau dort im Sessel mir gegenüber und mich überrinnt die Angst, es möchte so sein. Starrer Schreck packt mich: ich schaue genau hin, ob sich die Brust hebt . . . Es ist schon zu dunkel, unmöglich zu erkennen. Nun lausche ich ängstlich auf ihren Atem . . . nichts . . . und doch . . . ja ich kann ihn hören. Ganz schwach nur, aber ich habe doch Gewißheit: Mutter schläft.

Ich werde ruhiger und blicke in das Dämmern hinaus, nach der nun fast schwarzen Felsenmasse, der Wand des Todes. Sie liegt im Schweigen da. Ich kenne sie so genau, daß ich meine die Risse und Sprünge zu entdecken, wo sie zerkeilt und zerklüftet ist, obwohl es zu finster wurde, als daß ich noch Einzelheiten unterscheiden könnte. Absätze in gewaltigen Umrissen hat sie nicht, kein losgelöstes Stück, auf dem ein Fuß zu rasten vermöchte.

Alles schweigt. Kein Luftzug weht. Nicht einmal die Wetterfahne stöhnt auf dem Dach. Kein Laden schlägt an. Kein Geklapper. Nichts. . . . Toten-Ruhe. Die Wand drüben wird immer dunkler. Und das Nichts wächst überall hin. Nur die Umrisse des Fensters sind noch da und drüben Mutter mit dem Gesicht nach dem Thal. Aber fast scheint es mir, als ob ich nur zu sehen glaubte, weil ich weiß, daß sie dort ist, und in Wirklichkeit meine Sinne nichts wahrzunehmen vermöchten. Ich will sie anrufen, ob sie wacht, aber ich wage es nicht. Ihr Schlaf ist mir heilig. Da lausche ich wieder angespannt auf ihren Atem. Doch ich höre ihn nicht. Eine ent-

Digitized by Google

setzliche Furcht überfällt mich und spannt mir die Kehle zu: warum vernahm ich nicht ihre leisen Atemzüge? Und ich strenge die Nerven wieder an zu lauschen.

Nichts. Kein Geräusch. Erlösung würde es mir sein, jetzt von draußen Laute der Nacht zu vernehmen. Wenn die Schritte des Jägers tönten, der heimkehrt, oder der Hund anschlüge, den sie halten. Aber Alles schweigt.

Und nun sehe ich auch nichts mehr vom Thal . . . alles in undurchdringlicher Finsternis. Das Fenster zeichnet sich nicht mehr im Rahmen ab . . . wo es ist, weiß ich nicht mehr . . . ich habe die Richtung verloren. Keine Abtönung des Dunkel! Nichts. Nichts . . .

Wie mein Auge ist das Ohr gebannt. Ich horche nach dem Klopfen der eigenen Brust . . . nichts. Wenn mir doch wenigstens die Pulse in den Schläfen pochten, das Blut brauste in den Ohren . . . aber auch das nicht. Und plötzlich scheint es mir, als ob meine Bewegungen nichts mehr körperliches hätten. Ich fühle nicht. Wo bin ich? Ich weiß es nicht: das Bewußtsein für Ort und Raum ging mir abhanden. Kann sein, daß ich im Thal der Einsamkeit schreite, doch mein Tritt giebt keinen Klang, die Kleider rauschen nicht, ich komme nicht vorwärts, ich bewege mich nicht, und doch bleibe ich nicht an einem Fleck. Ich will sehen, ob die Umgebung wechselt, ob sie bleibt, doch es ist nicht hell, nicht dunkel. Ich denke zuerst ich bin im Nebel, aber dann müßte ich Grau sehen, die Wolkenballen, die Wasserdünste. Irgendwoher müßte Licht kommen, o der Dunkelheit. Ich weiß nun, daß es weder hell noch finster ist.

Digitized by Google

Da will mich Entsetzen packen.

Ich ahne, daß mir das Gefühl aus den Nerven gewichen. Ich bin nicht leicht und körperlos, ohne Schwere, obgleich ich kein Bewußtsein meiner selbst habe, sonst müßte ich beurteilen können, ob mir Erleichterung ward. Bin ich, bin ich nicht?

Mich faßt kalter Schauder und nacktes Grauen: ich bin im Unbegrenzten, im Ungegedachten, nie Empfundenen, nicht Auszudenkenden.

Das ist das Nichts.

Da beginnt mir plötzlich das Denken zu stocken . . . ich habe nur noch ein dumpfes Ahnen von Frieden, von Schweigen, von Ruhe . . . Auch das endet. Ich weiß nichts mehr. Es zerflattert . . . es zergeht . . . es versinkt . . . zerfließt. Nicht im Wollustgefühl . . . nicht im Schmerzenszucken . . . gleichmütig . . . ohne Wertschätzung . . . nicht gut . . . nicht schlecht . . . nicht in in der Mitte . . . es ist . . . ich kann keinen Ausdruck . . .

Da fahre ich empor. Um mich ist es dunkel. Mich schmerzt das Wiedererwachen der Sinne. Das Nichtsein hält mich noch gefangen mit seinem erlösenden Sterben aller Empfindung. Von drüben starrt die Wand des Todes herüber, ein gigantischer Schatten. Lautlos liegt das Thal der Einsamkeit. Und ein Wunsch, ein brünstiger, steigt langsam, leise in mir auf und nimmt mich gefangen: Mutter, Mutter, wenn das der Tod ist, Mutter so bitte ich beim Schicksal für Dich: gehe von mir, laß mich allein!

Ich sehe sie drüben im Lehnstuhl, nur undeutlich, in

Digitized by Google

schwachem Umriß, unbeweglich. Ich lausche. Kein Atemzug. Ich beuge den Kopf gegen sie und suche den Atem anzuhalten, den ihren zu hören. Alles still. Langsam stehe ich auf. Mich beschleicht eine Ahnung . . . Ich trete zu ihr: „Mutter bist Du wach?“ Sie antwortet nicht. Und ich frage leise noch einmal: „Schläfst Du, Mutter?“

Mir bebt die Stimme wie ich rufe: „Mutter wach auf! wach auf!“ Wieder halte ich den Atem an. Nun lege ich das Ohr an ihr Herz. Es schlägt nicht mehr.

Ich wage es nicht Licht zu machen. Es bleibt dunkel um mich, in mir. Kein Laut unterbricht die Stille des Todes . . .

Die ich mir zur Gefährtin gewählt. die Einsamkeit, nun ist sie ganz mein eigen.

Digitized by Google

Inhalt.

	Seite
1. Vom Tode	1
2. Dr. John Henry Scellett	11
3. Gefunden	45
4. Mein Tod	53
5. Cogito ergo sum	83
6. Einsamer Tod	105
7. Warum weinen?	117
8. Die Plätze leeren sich	135
9. „Gute Nacht Mutter!"	161

Digitized by Google

Drohnen

Moderner Roman

von

Georg Freiherr von Ompteda

(Georg Egestorff)

Preis geh. 3 M. 50; geb. 5 M.

Aus den Urteilen der Presse:

„Die Gesellschaft."

Der Roman „Drohnen" ist die stärkste und gesündeste Leistung, deren sich die Berliner Belletristik im vergangenen Jahre rühmen darf.

„Hamburgischer Correspondent."

Eine Probe unserer jungdeutschen Romandichtung, an dem die Apostel der naturalistischen Richtung ihre helle Freude haben dürften! Hier liegt doch einmal ein kräftiger, zielbewußter Entschluß zu rücksichtsloser Portraitirung realistischer Verhältnisse, ein Griff ins volle Leben modernen Prasser- und Halbwelttums vor. Es ist nicht zu leugnen, daß der Verfasser sich einen für naturalistische Schilderungen äußerst dankbaren Stoff ausgewählt und mit anerkennenswertem Talent auch bearbeitet hat. Es ist ohne Zweifel die erschreckende, brutale Wirklichkeit, die der Verfasser zeichnet. Er führt in greller Beleuchtung jene Nachtgestalten des vornehmen Bummler- und Spielertums vor, die der unter dem Gleichnis des bekannten Ausspruchs Darwins als Drohnen bezeichnet, d. h. als Geschöpfe, deren Existenz für die übrige Gemeinschaft ohne Nutzen ist, und die zuletzt von ihren arbeitenden Genossen umgebracht werden. Wir thuen einen Blick und zwar einen recht gründlichen in die Art, wie sich eine gewisse Classe großstätischer Lebemänner amüsirt, und wir atmen förmlich — dank der überaus packenden Skizzirung des Verfassers — die erstickende Sumpfatmosphäre der Berliner Kneipen- und Grisettenwirtschaft. Auch die Schreibart ist stark naturalistisch gehalten. Wir sehen nicht allein Nacht-Berlin: wir hören es

Digitized by Google

auch. Der Verfasser versteht es meisterlich, den unverfälschten Wohllaut der Berliner Ausdrucksweise in charakteristischen Wendungen und ganzen Sätzen auf unser Ohr wirken zu lassen. Mögen wir im Restaurant Westfal unter den Linden, dem Clublocal der erwähnten Lebemänner, dem Alltagsamüsement der edlen Paare beiwohnen, mögen wir einen Maskenball im Wintergarten beobachten oder uns von den Bacchanalien im Tanzlocal „Paradies" erzählen lassen, stets wirkt des Verfassers Gemälde mit der vollen Kraft untrüglicher Lebenswahrheit auf uns.

„Kölnische Zeitung."

Der hochbegabte Schriftsteller Georg Egestorff hat einen neuen Roman erscheinen lassen, „Drohnen" betitelt. Zugleich tritt er uns als Georg Freiherr v. Ompteda entgegen, den bisherigen Versteknamen nur noch nebenbei in Klammern führend. Er erweist sich hier neuerdings als ein künstlerisch ernsthaft strebender Mann, der auf dem Gebiete der Schilderung sowohl der Berliner Scenerie wie der Vorgänge und Figuren mit bedachsamem Fleiß und strenger Sorgfalt ein scharfes Beobachtungstalent in ausgefeilter Darstellungsweise verwertet. . . . . .

. . . . . .

Ompteda schildert uns einen Kreis von jungen Lebemännern, richtiger Schlemmern und Verschwendern, die in einem Gasthause Unter den Linden, gelegentlich auch in einem anrüchigen Tanzlocale Champagner zechen, im Glücksspiele Hunderttausende verlieren und sich von „Damen" noch des weitern in ihrem Verschwendertreiben fördern lassen. Wie Ompteda dieses Treiben schildert, ist ganz meisterhaft in der bunten Verschiedenheit der einzelnen Figuren bis zum Wirt und Oberkellner, in der Stimmung, in der Anschaulichkeit der Vorgänge. Der lebendige Naturalismus dieser Darstellung ist trotz des heikeln Stoffes mit rühmlicher Vorsicht, ohne Kraftstücke zweifelhafter Art durchgeführt.

„Magazin für Litteratur."

v. Ompteda ist der geborene Erzähler. Er hat Freude an dem, was er lebt und an dem, was er sieht und belauscht. Wenn er es mitteilt, so hat er zunächst keine andere Absicht, als die selbstempfangenen Eindrücke möglichst klar und lebendig auf andere zu übertragen. Dieses Bestreben, sich mitzuteilen, läßt ihn in jedem einzelnen Falle die passende Vortragsform finden. Er klügelt nicht und er künstelt nicht, sondern geht frischweg auf sein Ziel los, mit soldatischer Schneidigkeit und Kürze. Er thut dies ebensowohl als Lyriker, wie als Skizzist und Romanschriftsteller. Aber hinter dem kühlen Äußeren zittert eine feine und empfindsame Seele, hinter der

Digitized by Google

breiten männlichen Brust klopft ein bewegliches, warm pulsierendes Herz. Daher giebt Ompteda keine toten Bilder, wo kalt Strichelchen an Strichelchen gesetzt ist, sondern er haucht allem, was er schafft, aus seinem persönlichen Empfindungsleben den starken lebensvollen Atem ein. Sein neuer Roman bietet Schilderungen aus dem berliner Leben von einer Wucht und Schärfe und mit einem Reichtum der Einzelzüge, wie sie uns bisher noch selten in dem Grade geboten sind.

„Moderne Kunst."

Von Zeit zu Zeit ertönt ein Pistolenschuß, der einer vornehmen Lotterieexistenz ein Ende macht. Wer sein Geld und das anderer Leute im Spiel und Wohlleben verprasst hat, weiß meist keinen anderen Ausweg aus dem moralischen und physischen Marasmus, als den gewaltsamen Abgang von der Bühne des Lebens. Man wird den also Scheidenden keine Thräne nachweinen — waren sie doch nur „Drohnen", Schmarotzer, untauglich zur Arbeit, ohne Nutzen für die menschliche Gesellschaft.

Von solchen „Drohnen" berichtet uns das neueste Werk Georg von Ompteda's. Sie existieren in dem modernen, als so „arbeitsam" gepriesenen Berlin, so gut wie in anderen Weltmetropolen. Lebemänner, alt und jung, reich und verkracht, Aristokraten und Finanzleute, Spieler, Rennplatz- und Ballokalhabitués, Premièrenläufer, all das geschniegelte und gebügelte Volk, bilden das männliche Element, und das weibliche steht womöglich auf einer noch niedrigeren Stufe, obgleich gerade hier unerklärlich erscheinende Ausnahmen zu verzeichnen sind. Arbeit ist in diesen Kreisen ein unbekanntes Wort: die Spiel- und Vergnügungssucht hält alle im Bann. . .

. . . . . .

Ompteda's Buch ist eine mutige That. Die soziale Stellung des Autors verstärkt die Wucht des Eindruckes. Ein ehemaliger Husarenoffizier, der mit scharfem Hiebe eine Pestbeule unserer fin de siècle Zeit bloßlegt, statt „flotte" Geschichten zu schreiben, verdient Beachtung. Der Realismus hat in Ompteda eine kraftvolle Stütze gewonnen. . . . . .

Als Offizier war er schon litterarisch thätig, unter dem Decknamen Georg Egestorff. Seine Passion für den Reit- und Rennsport wurde ihm verhängnißvoll, ein Sturz mit dem Pferde hatte böse Folgen und in der unfreiwilligen Mußezeit reifte der Plan, den Säbel mit der Feder endgültig zu vertauschen. Anhänger einer idealen Richtung werden vielleicht finden, daß „Drohnen" gerade nicht die passendste Damenlektüre sei, aber zur Beruhigung sei versichert, daß eine verständige Frau das Buch nicht nur heimlich, sondern offen lesen darf. Sein besonderer Vorzug ist, daß auch der Mann es lesen kann, ohne vor Langeweile einzuschlafen.

Digitized by Google

„Pester Lloyd."

Georg v. Ompteda hat unter dem Pseudonym Georg Egestorff — besonders durch seinen letzten Roman „Die Sünde" — die Aufmerksamkeit auf seine schriftstellerische Thätigkeit gelenkt; ferner erschienen kleinere Stimmungsbilder, Novellen, fein ausgearbeitete Studien in den besten Zeitschriften nnd fanden allgemeinen Beifall. — Heute liegt ein neuer Roman des genannten Autors vor uns; in demselben bekennt sich der Verfasser zum ersten Male zu seinem Namen und tritt so mit seiner ganzen Persönlichkeit für sein Werk ein. — Aus diesem spricht das ganz bedeutende Talent einer charakteristischen Künstlernatur. Ompteda schildert in ungemein wahrer und gleichzeitig spannender Art die Kreise von jungen „Lebemännern", welche in gewissenlos leichtsinnigem Treiben von „Begierde zu Genuß" taumeln, ihr Leben in brutalem Vergnügen hinbringen und schließlich in der Gosse oder im Kerker endigen. Der Roman spielt in der Residenz und der Verfasser zeigt sich als ein scharfer Beobachter großstädtischen Lebens; er stellt uns Typen hin, die durch ihre Plastik geradezu frappirend wirken. Der Dialog ist elegant, leicht und eigenartig, der Konflikt vortrefflich durchgeführt, die Tendenz gesund. Wir sind von einem großen Erfolg des Romans überzeugt und sehen mit Spannung Herrn v. Ompteda's weiteren Arbeiten entgegen.

„Straßburger Post."

Wir haben das Buch mit freundlichem Interesse zu lesen angefangen, und dies Interesse hat sich, je weiter wir vordrangen, in starke Spannung und schließlich, als wir zu Ende waren, in den Eindruck verwandelt: der Mann kann etwas! In der That, Herr v. Ompteda hat das Zeug in sich, ein Erzähler ersten Ranges zu werden, und mehr als ein bloßer Erzähler: ein Schriftsteller, der auf seine Zeit Einfluß gewinnen kann. Er ist nicht nur ein scharfer Beobachter, nicht nur ein Photograph des Lebens und der „Erscheinungen Flucht", sondern ein Künstler, der diese wechselvollen Bilder künstlerisch zu verwerten versteht. Und ein Denker dazu, der aus dem Beobachteten Schlüsse zieht und Lehren aufstellt. Dabei macht sich diese Tendenz niemals aufdringlich oder absichtsvoll breit; sie steckt zwischen den Zeilen, sie liegt in der Gruppirung und Gegenüberstellung der Personen und Geschehnisse. Ompteda führt uns in seinem vielgestaltigen, von geradezu dramatischem Leben erfüllten Roman in die Kreise der Berliner Lebewelt, der Leute, welche nicht arbeiten, nicht studieren, nicht einmal lesen, sondern nur „leben". — Das alles ist mit einer Schärfe und Treue und einer Genauigkeit des Details geschildert, die der berühmten „Genauigkeit Zolas" und der „psychologischen Analyse Paul Bourgets" nichts nachgiebt.

Digitized by Google

„Velhagen & Klasings Monatshefte."

Endlich haben wir den Berliner Roman, und da das Gute niemals allein zu kommen pflegt, haben wir ihn gleich in zwei Exemplaren, — in zwei sehr verschiedenen Exemplaren, aber beide allerersten Ranges. Das Berliner Bürgertum, das alteingesessene, konsolidierte, in ehrlicher Arbeit wohlhabend gewordene, — die alte Abonnentengarde der Vossischen Zeitung, — schildert Theodor Fontane in seinem Roman: „Frau Jenny Treibel!" Die goldene Jugend der Reichshauptstadt, die in ihren männlichen Exemplaren natürlich trotz dieser schmeichelhaften Bezeichnung häufig genug glatzköpfig und nicht nur über die erste, sondern über jede Jugend hinaus ist, die Welt. die nicht arbeitet, aber ein luxuriöses Sybaritenleben führt, die keine Verpflichtung gegen den Staat und die Gesellschaft anerkennt und sich nur die eine Aufgabe stellt, sich selbst zu amüsieren, — was in dieser Welt unter der Bezeichnung „Amüsement" eben verstanden wird, Essen und Trinken, feile Weiber und Spiel, — schildert Georg Freiherr von Ompteda in seinem Roman „Drohnen."

Beide schildern ein Stück Berlin von innen heraus und beider Schilderung ist ein Kapitel moderer Kulturgeschichte.

Druck von G. Päz in Naumburg a. S.

Digitized by Google

8340m6 Y
Ompteda
Vera tuda

G.E.STECHERT
NEW YORK

Digitized by Google